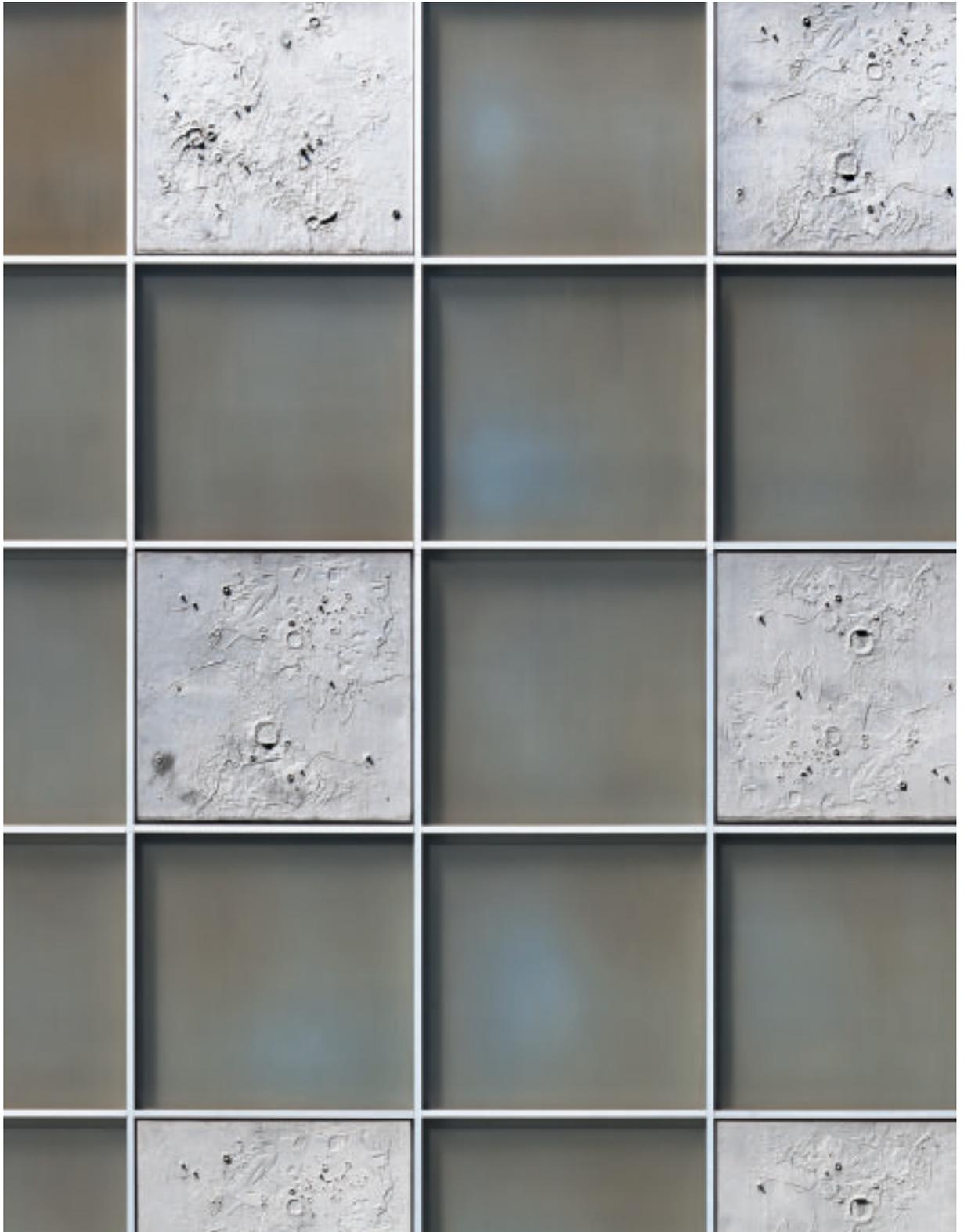
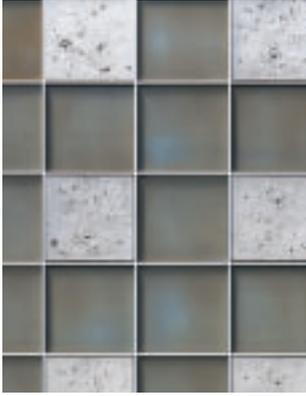


# DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

40. JAHRGANG ■ 3 | 2011





Fassadendetail Reuchlinhaus/  
Schmuckmuseum Pforzheim,  
Architekt Manfred Lehbruck.  
(Foto: Bernhard Friese, Pforzheim)

## DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt  
der Landesdenkmalpflege

3/2011 40. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N. in Kooperation mit den Fachreferaten für Denkmalpflege in den Regierungspräsidien Freiburg, Karlsruhe, Tübingen, gefördert vom Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg – Oberste Denkmalschutzbehörde.  
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Abteilungspräsident Dr. Claus Wolf  
Schriftleitung: Dr. Irene Plein  
Stellvertretende Schriftleitung: Helmut Fiedler  
Redaktionsausschuss:  
Dr. Claudia Baer-Schneider,  
Dr. Jörg Bofinger, Dr. Dieter Büchner,  
Dr. Dörthe Jakobs, Dr. Bertram Jenisch,  
Dr. Clemens Kieser, Dr. Claudia Mohn,  
Dr. Karsten Preßler, Dr. Anne-Christin Schöne, Dr. Günther Wieland  
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart  
Lektorat: André Wais/Tina Steinhilber  
Gestaltung und Herstellung:  
Hans-Jürgen Trinkner  
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft, Nicolaus-Otto-Straße 14, 89079 Ulm-Donautal  
Postverlagsort: 70178 Stuttgart  
Erscheinungsweise: vierteljährlich  
Auflage: 24000  
Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.

## Inhalt

- 133 Editorial
- 135 „Von einer Welt in eine vollkommen andere“  
50 Jahre Reuchlinhaus in Pforzheim  
Christoph Timm
- 143 Vollmontage-Schulen im Dienste der offenen Gesellschaft  
Die Schulbauten des Büros Günter Behnisch aus den 1960er Jahren  
Folkhard Cremer
- 150 Rettung in letzter Minute  
Das Weinheimer Kriegerdenkmal  
Claudia Baer-Schneider
- 155 Vor 100 Jahren  
Beginn einer archäologischen Großgrabung auf dem Goldberg im Nördlinger Ries  
Jörg Bofinger
- 158 Monumentale Grabanlagen der Steinzeit  
Megalithische Denkmale der Hochrheinregion  
Wolfgang Löhlein
- 164 Denkmalporträt  
Große Individualität trotz Verdichtung  
Reihen- und Terrassenhäuser der Siedlung „Im Schneider“ in Waiblingen-Neustadt  
Simone Meyder
- 166 Denkmalporträt  
„Vom Eise befreit...“  
Der alte Eisbrecher von Edingen (Rhein-Neckar-Kreis)  
Antje Gillich
- 168 Denkmalporträt  
Der Westwall (3)  
Die Flugabwehrstellung Hornisgrinde (Ortenaukreis)  
Friedrich Wein
- 170 Ortstermin  
Wir können auch braune Schilder  
Wallfahrtskirche Maria Bickesheim (Lkr. Rastatt)  
Clemens Kieser
- 172 Ortstermin  
Alle Neune!  
Die Rettung der Holzkegelbahn in Salem-Weildorf (Bodenseekreis)  
Martina Goerlich
- 174 Ortstermin  
„Posselts-Lust“  
Aussichtsturm im Heidelberger Stadtwald  
Claudia Baer-Schneider
- 176 Ortstermin  
Das Friedhofensemble in Mannheim-Neckarau  
111 Jahre alte Friedhofskapelle mit Aufbahrungshalle saniert und neu genutzt  
Martin Wenz
- 178 Mitteilungen
- 186 Buchbesprechungen
- 189 Personalien

Bankverbindung:  
Landesoberkasse Baden-Württemberg,  
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,  
Konto 7 495 530 102 (BLZ 600 501 01).  
Verwendungszweck:  
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

*Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der  
Denkmalstiftung Baden-Württemberg  
bei. Sie ist auch kostenlos bei der  
Geschäftsstelle der Denkmalstiftung  
Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17,  
70173 Stuttgart, erhältlich.*

# Editorial

Das Motto des diesjährigen Tages des offenen Denkmals „Romantik, Realismus und Revolution – Das 19. Jahrhundert“ lenkt den Blick auf Elemente dieser Zeit, die im Wesentlichen für die Moderne konstituierend waren. Mit der Romantik und dem damit verbundenen Realismus tritt das bürgerliche Selbstbewusstsein in die Öffentlichkeit, nicht zuletzt darauf gründen sich die Altertumsvereine und Gesellschaften, die unter anderem die Keimzellen der Denkmalpflege im deutschen Südwesten waren. Die aufkommende Technik mit der darauf aufbauenden Industrialisierung und der Institutionalisierung der naturwissenschaftlichen Lehre begründen die Entwicklung, die heute für die Hightech-Institutionen unseres Landes steht. Die Revolution der Jahre 1848/49 begründete die demokratische Bewegung in unserem Land, auf die heute nicht ganz ohne Stolz zurückgeblickt wird. Will man für das Thema „Romantik, Realismus und Revolution – Das 19. Jahrhundert“ einen Veranstaltungsort im Regierungsbezirk Karlsruhe finden, gibt es zahlreiche Möglichkeiten. Selbstverständlich wird man dabei an Heidelberg denken, das durch die Rezeption der Romantik seinen bis heute ungeschmäleren Ruf erlangte. Dort steht die Rekonstruktion des Schlosses durch Friedrich Schäfer für die Wende von der rekonstruierenden Denkmalpflege hin zur konservierenden Methode. Mannheim verkörpert besonders die Industrialisierung, obwohl die Zerstörungen der Kriege wie auch die laufende Entwicklung und Erneuerung viele Zeugnisse davon verschwinden ließen oder überlagerten. Die Industrialisierung im ländlichen Raum manifestiert sich zum Beispiel im Albtal bei



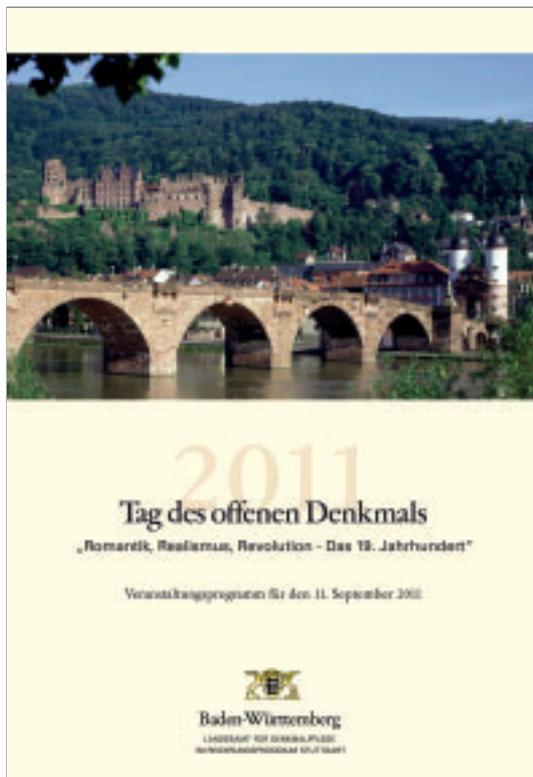
*Festung Rastatt.*

Ettlingen, in der Anlage der Badischen Baumwollspinnerei oder der Ettlin-Spinnerei, welche die dynamische Entwicklung dieser Zeit dokumentieren. Baden-Baden steht für den gesellschaftlichen Aufschwung als mondäne Bäderstadt mit internationalem Flair. Die „Sommerhauptstadt“ Europas mit den Bade- und Kuranlagen sowie stattlichen Hotel- und Villenbauten dokumentiert den in diese Zeit fallenden Aufschwung.

Die Wahl des Veranstaltungsortes fiel jedoch auf Rastatt. Zwar steht die ehemalige Residenz der Herrschaft Ludwig Wilhelms von Baden-Baden mit dem großartigen Schloss offensichtlich mehr für das 18. Jahrhundert, als die Residenzen hier im Rheintal von den Höhen und den Stadtschlössern



*Rastatt Residenzschloss,  
Front zum Ehrenhof.*



in die Ebene des Tales verlegt wurden. Seit 1771 an Baden-Durlach gefallen, hatte die Residenz keine herrschaftliche Funktion mehr. Rastatts Verbindung zur Badischen Revolution durch die Vorgänge des Jahres 1849 ist bekannt. Die Bundesfestung, die ab dem Jahr 1841 bis zu ihrer Aufgabe 1888/1890 die Stadt prägte, wird bis heute im Badnerlied besungen. Das Schloss diente in dieser Zeit als Standort des Baubüros der Festung wie auch den Offizieren als Kasino. Die meisten Gebäude der Fortifikation sind heute verschwunden, obwohl sich im Untergrund noch viele Gänge und Gewölbe der Anlagen befinden, die teilweise auch besucht werden können.

Mit den Exkursionszielen Baden-Baden und Waghäusel wird der Blick in die Region gelenkt. Zwar kann in Baden-Baden das Neue Schloss wegen der

derzeit laufenden Instandsetzung nicht der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Die Burgen Alteberstein und Hohenbaden waren im 19. Jahrhundert Ziel des romantischen Interesses. Als Denkmäler sind sie zugleich Zeugnisse der frühen amtlichen Denkmalpflege des Großherzogtums Baden. Die Eremitage in Waghäusel der Speyerer Bischöfe Damian Hugo von Schönborn – in den Jahren 1730/31 – und Franz Christoph von Hutten – ab 1746 – scheint in erster Linie auch kein Objekt für das Thema des 19. Jahrhunderts zu sein. Seit 1803 an Baden gefallen, wurde das Anwesen 1838 Standort der Badischen Zuckerfabrik. Am 20./21. Juni 1849 fand das letzte Gefecht der Badischen Revolution auf dem Areal dieser Industrieanlage statt. Nachdem die Zuckerproduktion im Jahre 1998 aufgegeben wurde, steht nun die Umwandlung als große Sanierungsaufgabe an.

Die Eröffnung des Tages des offenen Denkmals ist wie immer eine Gelegenheit, die Arbeit der Landesdenkmalpflege und insbesondere der regionalen Denkmalpflege wahrzunehmen. Gerade die Beratungen und die Nähe zum Bürger, die durch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Regierungspräsidien vor Ort geleistet werden, sind Teil der Vermittlungsarbeit, die für eine Akzeptanz in der Öffentlichkeit unerlässlich ist. Ohne das tragende öffentliche Interesse wird die Denkmalpflege nur Formalie des Verwaltungsvollzugs. Die Transparenz der Entscheidungen kann durch die Nähe und die Einbindung der fachlichen Anforderungen in die verbundenen Verwaltungsabläufe am ehesten gewährleistet werden. Diese Arbeit trotz der derzeit gebotenen Einsparungsverpflichtungen weiterhin bürgernah fortzuführen ist eine Herausforderung für alle Beteiligten.

**Dr. Rudolf Kühner**

Regierungspräsident  
des Regierungsbezirks Karlsruhe

# „Von einer Welt in eine vollkommen andere“ 50 Jahre Reuchlinhaus in Pforzheim

*Ein Zentrum für die Kultur in der kriegsverwüsteten Stadt zu schaffen – so lautete ein Gemeinderatsbeschluss aus dem Jahr 1953. Vor 50 Jahren wurde das Reuchlinhaus eingeweiht (20. Oktober 1961); es trägt den Namen des aus Pforzheim gebürtigen Humanisten Johannes Reuchlin (1455–1522). Das auf den ersten Blick etwas kühl wirkende Gebäude entpuppt sich bei der Annäherung als wahres Schatzkästlein und hatte als Kulturzentrum Modellcharakter. Doch von Dauer war die erste Nutzung nicht – etliche Kulturinstitutionen verließen aus Platzmangel das Gebäude. 1993 begann eine Generalsanierung und die bis 2006 abgeschlossene Umwandlung zum Schmuckmuseum: ein spannender Lernprozess im denkmalpflegerischen Umgang mit einem außergewöhnlichen Werk experimenteller Nachkriegsarchitektur.*

Christoph Timm

## Visionen des Wandels

Ein verheerender Luftangriff hatte am 23. Februar 1945 die „Goldstadt“ am Rand des Nordschwarzwalds mitsamt historischer Innenstadt und Sammlungsbeständen nahezu ausgelöscht, sämtliche Kulturinstitutionen obdachlos gemacht. Das neue Kulturzentrum sollte ihnen wie eine Arche Zuflucht bieten.

Kommunale Kulturzentren galten in der Nachkriegszeit als Symbole und Hoffnungsträger gesellschaftlichen Neubeginns. So sah der Architekt Otto Ernst Schweizer (1890–1965), damals Professor an der TH Karlsruhe, die Zukunft der Stadtmitte als ein „Kulturforum“, umgeben von Freiflächen. Schweizer gehörte 1947 zu den Unterzeichnern des Werkbund-Aufrufs führender Künstler: „Das zerstörte Erbe darf nicht historisch rekonstruiert werden; es kann nur für neue Aufgaben in neuer Form erstehen“.

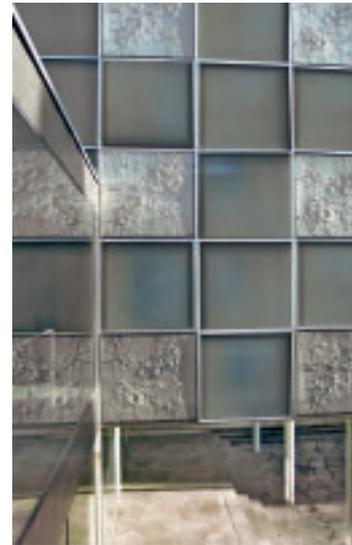
Die Neugier beruhte sicher auch auf dem Bedürfnis zur Neuorientierung nach der gescheiterten nationalsozialistischen Ideologie. „Kulturpaläste“ im Osten und „Amerika-Häuser“ im Westen gaben die jeweilige politische Richtung vor. Gemeinsame Kennzeichen der westdeutschen Kulturzentren, die dann zuerst in Pforzheim (1959–1961), Wolfsburg (1962) und Berlin (ab 1963) Gestalt gewannen, waren neben der Vermeidung klassischer Repräsentationsgesten die multifunktionalen Nutzungskonzepte: Bildung, Kultur und Kommunikation vereint unter einem Dach. So addierte das Bauprogramm des Reuchlinhauses Räume für den Kunstgewerbeverein, Kulturbüro, Stadtbibliothek, Heimat-, Schmuck- und Gemäldesammlung, Stadt-

archiv, Goldschmiedezünfte, Sonderausstellungen sowie einen Saal mit angrenzendem Gartenhof für gesellschaftliche Veranstaltungen aller Art.

In der Idee des „Volkshauses“ war das Konzept solcher Bildungsstätten mit ganzheitlichem Anspruch seit Beginn des 20. Jahrhunderts vorbereitet; bürgerliche Lebensreformer konnotierten diese oft antiurban, als „gesunde“ Alternative zum „schädlichen“ Einfluss der Großstadt, so das Festspielhaus der Gartenstadt Dresden-Hellerau (1911) oder das Goetheaneum in Dornach (1920). Auch Bruno Tauts utopische Vision der „Stadtkrone“ (1919) oder die Gründung des Bauhauses in Weimar wiesen in ähnliche Richtung.

In Pforzheim hatte der frisch gekürte Stadtbau- und Direktor Kurt Kaiser (1902–1985), ein Schüler Otto Ernst Schweizers, bereits 1946 Vorschläge für ein „Kulturforum“ in einer neu zu gestaltenden Stadt-

*1 Architekturzeichnung  
Manfred Lehmbruck:  
Reuchlinhaus, Blick auf  
Gartenhof, Ausstellungshalle  
und Schmuckmuseum, um 1956  
(Städtische Kunstsammlung  
Pforzheim).*



mitte formuliert. Der favorisierte Bauplatz für das spätere Reuchlinhaus lag dann anfangs neben der denkmalgeschützten Schlosskirche (Denkschrift 1953). Deshalb saß auch Landeskonservator Emil Lacroix im Preisgericht des Bauwettbewerbs, den der junge Architekt Manfred Lehmbruck (1913–1993) für sich entschied. Die Standortwahl war in der Bürgerschaft heftig umstritten, man verständigte sich schließlich auf den Stadtgarten (Denkschrift 1956). Dem Neubau wurde die respektable Ruine des Stadthallen-„Saalbaus“ geopfert, die nach damaligem Stilempfinden als wertlos galt.

### Offenheit und Pluralismus

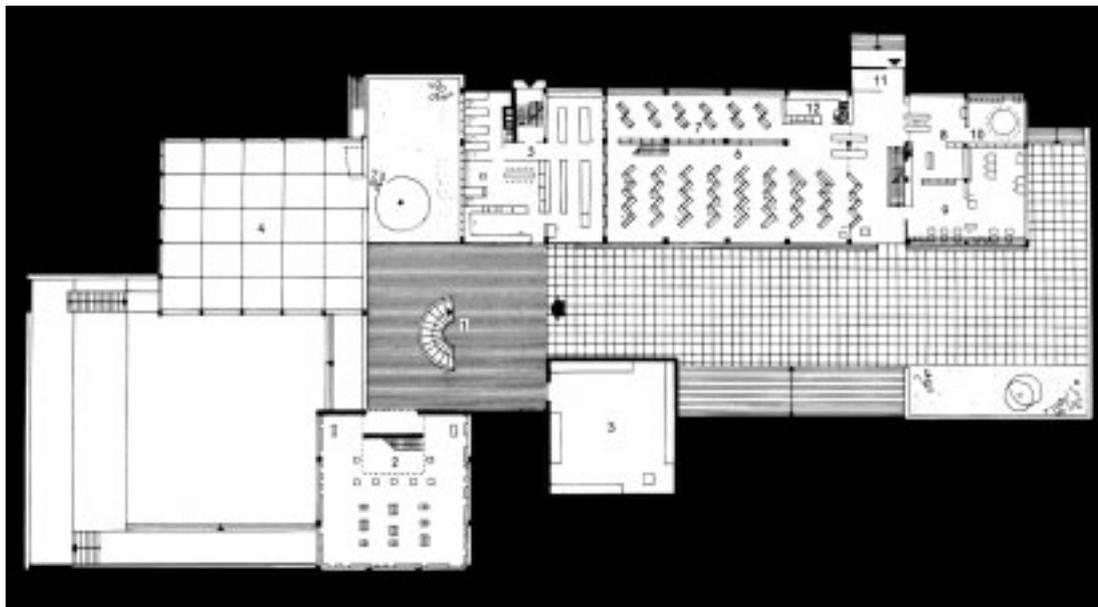
Das Reuchlinhaus fügt sich als niedriger Solitärbau nach Art eines Landhauses in den Stadtgarten ein, nicht weit vom Stadtzentrum entfernt. Vorge-schobene Terrassen umziehen den Gebäudekomplex, mit Sockelmauern, die aus hellen Marmor-kieseln von Hand verkleidet sind. Die collageartig komponierten kubischen Baukörper sprechen die Formensprache des International Style, sie überraschen durch die spektakuläre atmosphärische Verdichtung in unterschiedlichen Rauminszenierungen und Materialien. Das Reuchlinhaus ist eine empfindsame Schönheit.

Tatsächlich war es das ausdrückliche Anliegen des Architekten, die Besucher beim Durchschreiten der

Räume unterschiedliche „optische Milieus“ erleben zu lassen, sie „von einer Welt in eine vollkommen andere“ zu führen (Lehmbruck 1962). Diese Col-lage fußt auf dem Gedanken einer *Architecture Parlante*: So enthält die Natursteinhaut aus Nord-schwarzwälder Buntsandstein eine Anspielung auf die anfangs dort gezeigte heimatgeschichtliche Sammlung, die schimmernde Metallhaut des zweiten Kubus weist auf die dortige Schmucksamm-lung hin, der Stahl-Glas-Kubus auf die Ausstel-lungshalle des Kunstvereins, während Schaufen-sterfronten den Einblick in den Sichtbetonbau der Stadtbibliothek erlaubten. Die quadratische Ein-gangshalle mit ihren rahmenlosen Panoram-a-scheiben verbindet nach dem Prinzip des Kreuz-gangs alle Teile. In der unteren Ebene tauchen die kieselverkleideten Wände in die Innenräume hin-ein, schaffen eine transparente Verbindung zum Gartenhof, in dem ein Wandbrunnen plätschert. Transparenz und Vielfalt – von diesen Formprinzi-pien der Architektur lassen sich Parallelen zu zeit-gleichen Denkmodellen der „offenen Gesellschaft“ (Karl Popper) ziehen. Lehmbruck selbst sprach von „Pluralismus“ und fasste seine Überlegungen zur Baukultur 1968 in einem Grundsatzreferat über „Formenpluralismus“ zusammen, mit dem er an der Architekturdoktrin der Moderne rührte: „Noch nie hat es in der Menschheitsgeschichte eine ver-gleichbare Fülle von Formangeboten und einen

2 Terrasse und Gebäude-gruppe mit Blick zum Foyer im heutigen Zustand.





3 Grundriss Eingangsebene, 1961. 1 Foyer; 2 Schmuckmuseum; 3 Heimatmuseum; 4 Halle für Wechsausstellungen; 5 Bibliothek des Kunstvereins; 6–12 Stadtbibliothek.

ähnlichen Zusammenprall von heterogenen Kulturkreisen gegeben. (...) Wir leben nicht nur in einer pluralistischen Gesellschaft, sondern auch in einer pluralistischen Formenwelt“ (Lehmbruck 1968).

### Zwiesprache mit der Klassischen Moderne

Der Architekt Manfred Lehmbruck kam aus dem Umkreis des Bauhauses. Mit sechs Jahren hatte er seinen berühmten Vater verloren, den Bildhauer Wilhelm Lehmbruck (1881–1919). Einen Mentor fand der Halbweise in Ludwig Mies van der Rohe, damals Chef des Deutschen Werkbundes, Mitinitiator der Architekturausstellung am Weißenhof in Stuttgart, auch Interims-Direktor des Bauhauses. Mies begründete 1929 seinen Ruhm mit dem „Deutschen Pavillon“ auf der Weltausstellung in Barcelona, dem Beitrag des Deutschen Reiches – der „Pavelló Mies van der Rohe“ wurde 1985 nach Originalplänen rekonstruiert. Dort, so wird kolportiert, wollte Mies eine Plastik seines verstorbenen Freundes ausstellen, doch ließ sich das nicht realisieren. Heute steht ein Zweitguss von Wilhelm Lehmbrucks „Torso der Sinnenden“ im Foyer des Reuchlinhauses.

Die Textilfabrik Pausa in Mössingen gehörte zu Manfred Lehmbrucks ersten Auftraggebern (siehe Nachrichtenblatt 3/2005). Mit dem Reuchlinhaus wurde er auf einen Schlag bekannt. Es folgten Aufträge für das Wilhelm-Lehmbruck-Museum in Duisburg (1959–1964), das Federsee-Museum bei Bad Buchau (1965–1967) sowie eine Professur an der TH Braunschweig. Auf Einladung der UNESCO referierte der Architekt in Genf über „Grundsätze des Museumsbaus“ (1961), wurde zum Mitglied des International Council of Museums berufen und reiste als gefragter Experte durch West- und Osteuropa. Mit einem Partner gründete er in Stuttgart die Firma „museum interior lehmbruck-gra-

bow“, die seit den 1960er Jahren Typenmöbel und Ausstellungsinterieurs nach eigenen Entwürfen international vermarktete.

### Von der Moderne zum Kulturerbe

Zeitgenössische Fachbeiträge und Reiseführer würdigten das Reuchlinhaus als Ikone modernen Bauens, populäre Fotografien setzten es futuristisch in Szene. „Man wird diesen modernen Gebäudekomplex später sicherlich auch unter die ‚Denkmale‘ Pforzheims rechnen“, glaubte schon 1963 der Stadtchronist Oskar Trost.

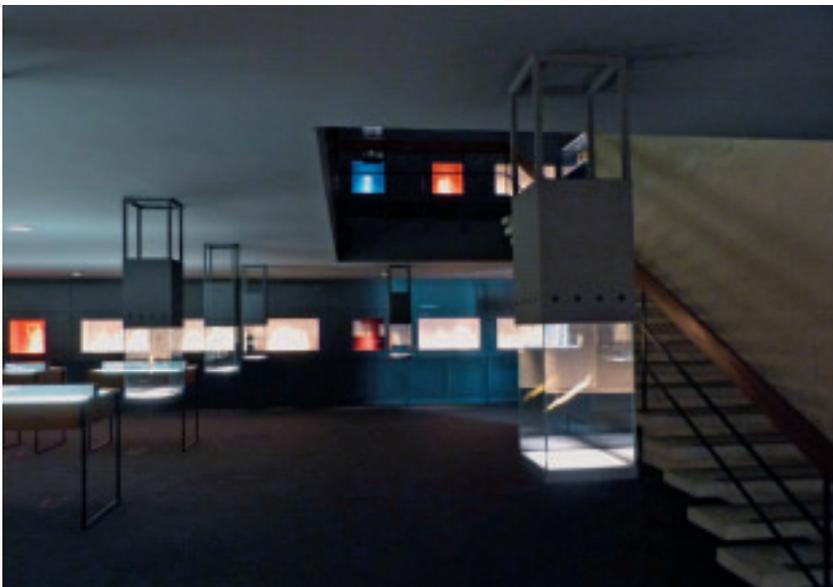
Knapp 30 Jahre später war es so weit: Das Landesdenkmalamt stellte auf Initiative der Stadt Pforzheim den Denkmalwert fest. Zu diesem Zeitpunkt gab es erheblichen Handlungsbedarf. Technische Mängel und Ausstattungsdefizite waren zu beheben, während fehlende Raumreserven als das eigentliche Grundproblem einen Weiterbetrieb als Kulturzentrum grundsätzlich in Frage stellten: Heranwachsende Bestände und Besucherzahlen zwangen immer mehr Kulturträger, anderswo größere Räume zu suchen – auf bauliche Erweiterung war der Solitärbau nicht ausgelegt. So kam 1989 im Rahmen der Schmuckschau Ornamenta I die Idee auf, das Reuchlinhaus imagebildend für nur noch zwei Nutzer umzubauen, Schmuckmuseum und Kunstverein.

Die 1992 einsetzende Generalsanierung zog sich über einen Zeitraum von mehr als 10 Jahren und fünf Abschnitte in Regie des städtischen Hochbauamts hin. Sie begann mit Schmucksammlung, Ausstellungshalle und Veranstaltungssaal. Anfangs begleitete noch ein Vertreter des Urheberrechts das Sanierungsvorhaben, dann nacheinander drei Gebietsreferenten des Landesdenkmalamts und vier Bauleiter. Schrittweise vollzog sich ein denkmalpflegerischer Lernprozess, in dem die Abwägung



4 Oberes Foyer, Blick auf Schmucksammlung und Ausstellungshalle im heutigen Zustand.

5 Schmuckausstellungsraum mit Hänge- und Wandvitruinen im heutigen Zustand.



zwischen Mängelbeseitigung, Nachrüstung für die zukünftige Nutzung, Substanzerhaltung und Entwurfstreuung zunehmend besser gelang. Als externer Partner wurde – nach vorausgegangenem Einladungswettbewerb zur Ornamenta II (1999) – ein bekanntes Stuttgarter Architektur- und Ausstellungsbüro eingebunden und mit dem aufwendigen fünften Bauabschnitt beauftragt, dem Umbau des ehemaligen Stadtbibliotheksflügels. Am 10. März 2006 öffnete das erweiterte Schmuckmuseum mit einem großen Fest seine Türen.

### Experimentelle Präsentationsformen und denkmalgerechte Sanierung

Das Kulturzentrum in Pforzheim war wie ein Experimentalbau konzipiert, um Theorien und ästhetische Konzepte zeitgenössischer Ausstellungsbauarchitektur zu erproben. „Leicht, offen, klar, und vor allem für einen übersehbaren Zeitraum gebaut“ (Theo van Doesberg, 1925): Diese Maxime der hol-

ländischen DeStijl-Bewegung wurde zur Grundlage auch für Lehmbrucks theoretische Überlegungen, die er vorangehend in seiner Dissertation „Museumsbau der Zukunft“ (1942) formuliert hatte. Eine Studienfahrt führte den Architekten 1956 gemeinsam mit dem designierten Kulturamtsleiter Hermann Wahl zu Museen nach Rotterdam, Amsterdam, Arnheim, Köln, Bonn und Düren. Das Ergebnis: Im Reuchlinhaus stehen unterschiedliche Konstruktionen und Raumszenierungen nebeneinander – von der „Black Box“ bis zum „White Kube“ gleicht kein Raum dem anderen. Die denkmalpflegerische Kernfrage zur Generalisierung lautete deshalb: Wie können Vielfalt („Formenpluralismus“) und Transparenz als Wesensmerkmale dieses Baudenkmals angemessen tradiert und berücksichtigt werden? Eine Herausforderung, für die es keine Handlungsanweisung gab. Einige Aspekte sollen hier exemplarisch beleuchtet werden.

### Zu den Sternen

Wie aus dem All gefunkte Bildsignale wirkt der Fassadenschmuck: Erstarre Kraterreliefs auf rostfreien, hellgrauen Aluminiumgussplatten, die nach Entwurf des Künstlers Adolf Buchleiter (1929–2000), Dozent an der Pforzheimer Kunst- und Werkschule, die „Black Box“ der Schmucksammlung umhüllen. Dieser Bauschmuck war Vorbote der Pop-Ästhetik der 1960er Jahre – er provozierte, griff die Zeichensysteme der Werbe- und Bildschirmästhetik auf und popularisierte sie. Für die ausführende Gießerei in Nöttingen erschloss das Projekt ein neues Geschäftsfeld, die produktive Zusammenarbeit mit Künstlern wie Jürgen Goertz, Otto Herbert Hajek, Peter Jakobi, bis hin zur Ausführung einer Minarettkuppel in Mekka.

Im abgedunkelten Innenraum der Schmucksammlung findet das Bild vom All eine Entsprechung im Motiv der selbstleuchtenden, von der Decke „schwebend“ abgehängten Vitruinen, die ihrerseits Assoziationen an Satelliten im All wecken, die Chiffren des 1957 beginnenden Raumflugzeitalters – eine ästhetische Formerfindung, die andernorts Schule machen sollte.

Im Zuge der Sanierung wurde die „Curtain-Wall“-Fassade mit den im Schachbrettmuster angeordneten Aluminium- und Glasplatten vorübergehend abgenommen (1993/94), um die Unterkonstruktion zu ersetzen, einen zweiten Rettungsweg als Außentreppe anzubringen sowie die Rohwände zu dämmen und einbruchssicher zu machen. Unberührt überliefert ist deshalb nur das Fassadenstück zur Eingangshalle, wo die Besucher noch die originalen eisblauen Glasscheiben vor Augen haben. Die Wiederherstellung der Fassade unter Wiederverwendung des Bauschmucks führte allerdings

zum Verlust eines subtilen Details, dessen Effekt verkannt wurde: Lehmbruck hatte nämlich den Glasplatten eine transluzente Funktion zugeordnet – durch sie sollte bei Dunkelheit Licht aus den Vitrinen nach außen schimmern, und mittels einer speziellen Spiegelmechanik ließ sich Tageslicht in die Wandvitrinen lenken. Diese angedeutete Transparenz erwies sich unter dem pragmatischen Gesichtspunkt der Objektsicherung als allzu offenkundige Schwachstelle.

Schon 1981, nach dem Auszug der heimatgeschichtlichen Sammlung, war es zum Verlust einer Lichtinszenierung gekommen: Lehmbruck hatte dem dunklen Raum ein Dachfenster zugeordnet, durch das Tageslicht in eine fast raumbreite Wandvitrine strömte. Diese schon früh aufgegebenen Belichtungssituation wäre im Zusammenhang mit der heute dort gezeigten ethnografischen Sammlung sicher überaus reizvoll.

### Transparenz versus Treibhaus

Was inzwischen allgegenwärtig ist, galt zur Zeit der Eröffnung des Reuchlinhauses als „modernste Ausstellungstechnik“: Für die Halle des Kunstvereins konzipierte Lehmbruck ein Stellwandsystem, das in leicht modifizierter Form bis heute im Einsatz ist. Die Stellwände lassen sich je nach Bedarf als Raumteiler oder Wandvorbauten einsetzen und auf verdeckten Schienen verankern, die dem Hallenboden ein rechtwinkliges Muster verpassen. Raum und Stellwände bilden also eine wandelbare Einheit, die als neutraler „White Kube“ den zeitgenössischen Leitgedanken des „flexiblen Museums“ aufgreift. Eine abgehängte Zwischendecke aus transparenten quadratischen Kunststoffplatten filtert das hereinströmende Oberlicht; sie ließ sich ursprünglich sogar heben und senken. Lehmbruck konzipierte die Ausstellungshalle also als flexiblen Raum mit transparenter Außenhaut, maximaler Lichtzufuhr und minimiertem stählerne Tragsystem. 42 eng liegende Dachkuppelfenster belichteten den Raum von oben und unterstützten den Effekt des Lichtwechsels durch Sonne und Wolken. So viel Transparenz hatte ihren Preis: Die Dachkuppeln waren nicht wirklich regendicht, im Hochsommer herrschte ein für den Ausstellungsbetrieb geradezu kontraproduktives „Treibhausklima“.

Der Sanierung ging in diesem Bauabschnitt erstmals eine Analyse und Bewertung der Entwurfs-idee voraus, auf die dann das denkmalpflegerische Konzept aufbaute. So wurden die Dachkuppelfenster als Bestandteil der Hallenbelichtung nach aktuellem Stand der Technik erneuert, zusätzliche Dachspeier sorgen bei Starkregen für Dachentwässerung (Fallrohre waren aus optischen Gründen nie vorhanden). Nach Einbau von Wärme-

schutzgläsern und innenseitigen Jalousien stellte sich ein befriedigendes Raumklima ein. Die Hülle der Stahlkonstruktion erhielt nach restauratorischem Befund eine Fassung in Creme- und Blaugrautönen (1997/98).

### Das Foyer

Die Panoramascheiben des Foyers (Eingangstreppe-halle) bereiteten nicht wegen Wärmeeinstrahlung, sondern aufgrund ihrer enormen Abmessungen mehrfach Sorge. So führte 1992 Korrosion im Auflager zu Glasbruch an der westseitigen, 800 kg schweren Scheibe. 2003 riss die größte, über 9 m breite und fast 3 m hohe Scheibe an der Südseite als Folge von Vandalismus über die ganze Höhe. Da eine Ersatzbeschaffung als Sonderanfertigung inzwischen an technische und finanzielle Grenzen stieß, wurde die gerissene Scheibe zunächst provisorisch gesichert. Nach dreijähriger

*6 Ausstellungshalle des Kunstvereins im heutigen Zustand, das Foto zeigt die Ausstellung „Anina Gröger – Vorwand Landschaft“, April 2011.*

*7 Stellwände in der Ausstellungshalle, das Foto zeigt die Emil-Nolde-Ausstellung zur Einweihung des Reuchlinhauses, 1961.*



Recherche stellte sich heraus, dass ein Glashersteller aus Herzberg am Harz eine Einscheiben-Sicherheitsglas-Scheibe in passender Größe zufällig auf Lager hatte, die zum Firmenjubiläum angefertigt worden war. Sie wurde termingerecht kurz vor Wiedereröffnung des Schmuckmuseums angeliefert und mit Autokranhilfe in einer spektakulären Aktion zentimetergenau zwischen den Baukörpern einfädelt.

Herzstück der Eingangshalle ist die geschwungene Treppe, die die untere Ebene mit Gartenhof, Veranstaltungssaal und weiteren Ausstellungsräumen erschließt. Der konstruktive Aufbau dieser freitragenden Stahlterrappe kann als einmalig gelten: Ein Traghohlkörper mit extrem niedriger Konstruktionshöhe, auf dem das Blechfaltwerk der Stufen überkragend aufliegt. Die Treppenwangen bestehen aus Acrylglas mit Holzhandlauf. Das kreisrunde Treppenauge ist eingeschnitten in eine Betondecke, deren Untersicht ein strahlenförmiges Muster von Schalbrettern im Rund zeigt.

Diese Treppe ist als repräsentatives Schaustück des Reuchlinhauses zu Recht ein Objekt andauernder Bewunderung, kündigt sie doch in ihrer schlichten Eleganz vom Wandel der Nachkriegszeit und ist zugleich ein Symbol dafür, was baden-württembergischer Ingenieur- und Metallbau zu leisten vermag. Im angrenzenden Nebenflur ist heute ein Lift angeordnet, der beide Ebenen barrierefrei verbindet.

### Betonsanierung

Die natursteinverkleidete Fassade des ehemaligen Heimatmuseums überdauerte schadensfrei im Originalzustand, nicht jedoch die Sichtbetonfassade, die das Erscheinungsbild des ehemaligen Bibliotheksflügels prägt. Deren Betonüberdeckung erwies sich wie so oft als zu knapp bemessen und führte zu Korrosion von Armierungsstäben, Rost-

fahnen, Abplatzung von Betonteilen. Übliche Betonbeschichtungsverfahren schieden aus denkmalpflegerischer Sicht aus, sie hätten zum Verlust der ausdifferenzierten und zeittypischen Optik geführt. Als Alternative bot sich das Verfahren der Vorbetonierung und Reprofilierung an, erstmals erprobt von der Schweizer Denkmalpflege an der Antoniuskirche in Basel. Den Zuschlag in Pforzheim erhielt die Firma Bilfinger + Berger, die die Betonoberfläche abstrahlte und mit Edelstahlnägeln armierte, anschließend wurde die Fassade mit einem neuartigen, selbstverdichtenden Spezialbeton um rund 3 cm aufdimensioniert (2005). Der Clou: Spezielle Kunststoffmatrizen übertrugen als Schalenelemente die charakteristische Struktur von Brettschalung und Fugenbild auf die neuen Oberflächen. Die Fenster waren aufgrund der enorm gestiegenen Anforderungen an Sicherheits- und Wärmeisolation neu zu konstruieren. Hier kamen nur Stahlrahmenfenster in Frage, diese erhielten zur Nachbildung der ursprünglichen Optik eine Holzummantelung und wurden wie die Vorgänger fassadenbündig eingebaut. Trotz wesentlich höherer Glasgewichte konnten die überaus schlanken bauzeitlichen Profildimensionen eingehalten werden, sowohl bei den Schwingflügel Fenstern der Büroräume als auch bei den großflächigen Fensterfronten der ehemaligen Bibliothek. Als Ergebnis der Sanierung präsentiert sich eine neue Sichtbetonfassade, die in ihrer Detailausbildung mit Fensterfronten, zurücktretenden glatten Stützen und vortretenden brettschalungsrauen Brüstungen genau dem Entwurfsgedanken Lehmbrucks folgt.

### Raumausstattungen

Als Reaktion auf den drohenden Verlust weiterer originaler Ausstattungsteile initiierte die Untere Denkmalschutzbehörde 1993 eine erste raum-

8 Unteres Foyer mit Stahlterrappe, Möbeln und Wandverkleidung aus Marmorkieseln im heutigen Zustand.



weise Erfassung und fotografische Dokumentation. Neben Möbeln nach Lehmbrucks Entwürfen konnten Designklassiker von Arne Jacobsen und Charles Eames identifiziert werden. Vor allem aber wurde deutlich, wie sehr die im Einzelstück oft minimalistische und unscheinbare Möblierung in der Summe den Denkmalwert mitprägt und unverzichtbar zum Raumerscheinungsbild beiträgt. Noch im selben Jahr ergab sich die Gelegenheit, diesem Aspekt auch praktische Geltung zu verschaffen: Entgegen anfänglichen Absichten und im Konsens mit den Nutzern wurden die originalen Büromöbel aufgearbeitet und zu computer-gerechten Arbeitsplätzen umgebaut.

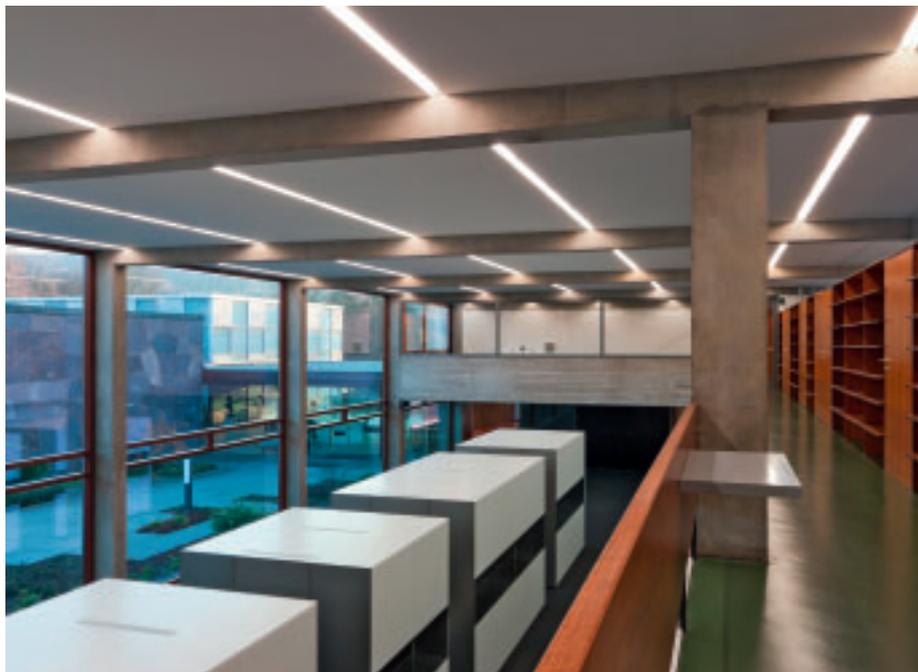
Im Saal der ehemaligen Bibliothek begleitete eine umfangreiche möbelrestauratorische Maßnahme die Betonsanierung (2004–2006). Im Vorfeld des rohbauähnlichen Interimszustandes wurde die komplette wandfeste Ausstattung mit Treppen, Türen, Wandteilern und Möbeln entsprechend dem Konzept der begleitenden restauratorischen Fachplanung ausgebaut, zwischengelagert und nach Abschluss der Sanierung an ursprünglicher Position wieder eingebaut. Das Raumbild des Saales konnte so umfänglich und in hoher Authentizität überliefert werden, ergänzende Einbauten und Vitrinen nehmen die Lehmbruck'schen Gestaltungsprinzipien einfühlsam auf. Auch die neuen Sonderbereiche für Wechselausstellungen, Workshops, Café und Museumsshop ergeben sich aus der ursprünglichen Grundrissdisposition mit abgeteilten Lese- und Sonderräumen.

### Aktuelle Gebäudetechnik

Brandschutztechnische Auflagen und Forderungen des Gemeinde-Versicherungs-Verbandes veranlassten 1992 die ersten Sanierungsschritte. Dabei waren Lösungen für die Nachrüstung von Rettungswegen, Kabelschächten, Alarm- und Brandmeldeanlagen zu finden, die jeweils den hohen Gestaltungsanspruch respektierte.

Die neue Leuchtentechnik, raumweise wechselnd aus Deckenstrahlern, Einbauleuchten, Neonröhren und LED-Leuchten, kombiniert die Wiederherstellung ursprünglicher Erscheinungsbilder mit Energieeffizienz. Dabei kamen Standardprodukte zum Einsatz, die dem Originaldesign nahekommen. Die prägenden Raumlichtinszenierungen von Foyer, Veranstaltungssaal, ehemaliger Bibliothek und Schmucksammlung konnten in überzeugender Weise nachgebildet werden.

Der ehemalige Bibliotheksraum, neu konzipiert für das Schmuckmuseum, ist darüber hinaus ein erfolgreiches Beispiel energieeffizienter Sanierung: Es gelang dort, eine aufwendige Raumklimatisierung zu vermeiden. Dezent getönte Gläser und innen eingesetzte Spezialjalousien übernehmen



die Verschattung und reflektieren bei Bedarf das Sonnenlicht fast vollständig – auf den bislang vor den Hallenfenstern montierten außen liegenden Sonnenschutz mit seiner Beeinträchtigung des Erscheinungsbilds konnte verzichtet werden. Ergänzend wurde zur Milderung sommerlicher Temperaturspitzen die ursprüngliche Deckenstrahlheizung in eine Kühldecke umfunktioniert. Separat klimatisiert sind einzig die Vitrinen, sodass dennoch optimale Ausstellungsbedingungen gewährleistet sind.

### Denkmaldidaktik

Gestalt und Bedeutungsgehalt des Reuchlinhauses bedürfen seit der Nutzungsänderung vermehrt der Erklärung. Auf der Galerie über dem Museumsshop befindet sich deshalb neuerdings eine kleine, frei zugängliche Dauerausstellung: Interessierte Besucher können sich über Architekt und Baugeschichte, Nutzungswandel und Denkmalwert informieren (Eröffnung im Oktober 2011). Als mobiler Informationsspeicher dient ein umfunktionierter Karteikasten aus der ehemaligen Bibliothek, Dokumente und Architektenzeichnungen sind in einer originalen Tischvitrine zu sehen, die aus den Räumen des Kunstvereins stammt. Gläserne Trennwände erlauben Einblicke in einen angrenzenden Seminarraum und in die Schmuckausstellung.

### Gartendenkmalpflege

Die landhausartige Einbettung erforderte eine gärtnerische Begleitplanung (Olaf Kanno, städtisches Grünflächenamt). Das erklärte Ziel war es, die stark zugewachsenen Terrassen und Höfe in

9 Blick von der Galerie in die ehemalige Bibliothek, Zustand 2006 nach Umbau für das Schmuckmuseum mit neu gestalteten Vitrinen.



10 Saal der ehemaligen Bibliothek mit Raumbeleuchtung im heutigen Zustand.

Annäherung an das ursprüngliche Gartenbild wiederherzustellen.

Die dunkelgrau eingefärbten Betonplattenbeläge der Eingangsterrasse mussten wegen Schäden ersetzt werden, die Neuverlegung folgt dem bauzeitlichen Plan mit Patchwork-Muster und eingestreuten Pflanzquartieren. Nach Fotos der 1960er Jahre rekonstruiert wurde die teppichhaft flache mediterrane Bepflanzung, aus der einzelne Solitärsträucher und Gräser herausragen. Die von Westen her stufenfrei zu erreichende Eingangsterrasse wird heute in einem Teilbereich für die Außengastronomie des Museumscafés genutzt. Bilder von der Einweihung zeigen, dass auch Freiplastiken und zartfüßige Leuchten Akzente in den Außenanlagen setzten, die mit der Architektur korrespondierten. Diese zeittypischen Merkmale wieder zu ergänzen ist noch nicht gelungen.

### Fazit

Das Reuchlinhaus zählt zu den Klassikern der Architekturmoderne. Als Abbild der offenen pluralistischen Gesellschaft besitzt das Bauwerk einen hohen Symbolgehalt.

Im Bewusstsein der Verantwortung gegenüber diesem Kulturerbe der Nachkriegszeit sicherte die Stadt Pforzheim dessen Zukunft durch Umbau für das Schmuckmuseum. Der Fokus der denkmalpflegerischen Aufmerksamkeit verschob sich dabei im Verlauf der Sanierung vom Fassadenerhalt zur umfassenden Beachtung von Entwurfsidee, Raumbild und Ausstattung. Hinzu trat eine mit dem Objekt verbundene Denkmalvermittlung. Mit dem Schmuckmuseum im Reuchlinhaus besitzt die Schmuckstadt ein architektonisches Schmuckstück, zu dem jeder Weg lohnt.

Der Verfasser dankt den Herren Gerhard Biehmelt und Rüdiger Weinbrecht vom Gebäudemanagement für ihre beratende Mitwirkung.

### Literatur

- Sebastian Wagner: Manfred Lehmbrock – Ein Architekt der Moderne (Diss. Weimar 2006).  
 Architekturgalerie am Weissenhof (Hg.): Manfred Lehmbrock – Architektur um 1960. Ausstellungskatalog, Stuttgart 2005; beinhaltet auch Manfred Lehmbrocks Aufsatz über Formenpluralismus und Wertmaßstäbe in der Architektur aus dem Jahre 1968. Deutsche Bauzeitung, 139/11, 2005, S. 54–58.  
 Fritz Falk: Schmuckmuseum Pforzheim. Mit einem Beitrag von Christoph Timm (= Reihe Arnoldsche Museumsführer, Stuttgart 2001), S. 117–127.  
 Manfred Lehmbrock: Museum Architecture. In: Museum, 26/3+4, 1974, S. 129–267.  
 Manfred Lehmbrock: Das Reuchlinhaus Pforzheim – Idee und Gestalt, in: Aluminium, 38/2, 1962.  
 Das Reuchlinhaus in Pforzheim, in: Deutsche Bauzeitschrift, 10/8, 1962, S. 1169–1174.

### Praktischer Hinweis

Schmuckmuseum Pforzheim im Reuchlinhaus  
 Jahnstraße 42  
 75173 Pforzheim  
 Tel. 072 31/3921 26

Öffnungszeiten  
 Di–So 10–17 Uhr, montags geschlossen.  
[www.schmuckmuseum.de](http://www.schmuckmuseum.de)

50 Jahre Reuchlinhaus  
 Jubiläumsfest am Sonntag, 23. Oktober 2011  
 11 Uhr Festakt, 14–19 Uhr Publikumsveranstaltungen,  
 Eröffnung der Dauerausstellung zur Baugeschichte

*Dr. Christoph Timm*  
 Städtischer Denkmalpfleger  
 Kulturamt der Stadt Pforzheim  
 75158 Pforzheim

# Vollmontage-Schulen im Dienste der offenen Gesellschaft

## Die Schulbauten des Büros Günter Behnisch aus den 1960er Jahren

*Technische Innovationen machten Anfang der 1960er Jahre die Typisierung und Massenfertigung von industriell vorgefertigten Bauteilen für die Erstellung von Schulbauten für die geburtenstarken Jahrgänge möglich. Vorreiter war das Architekturbüro Günter Behnisch & Partner, das in Zusammenarbeit mit dem Betonhersteller Rostan ein Baukastensystem entwickelte, mit dessen Hilfe in wenigen Monaten ein neues Schulhaus erstellt werden konnte. Behnisch war von den dem Handwerk überlegenen industriell gefertigten Flächen beeindruckt und stellte in seinen öffentlichen Äußerungen Anfang der 1960er Jahre die Konstruktion über die Funktion und die städtebauliche Einbindung seiner Bauten. Mit den offenen Raumsystemen im Deutenberg-Gymnasium in Schwenningen (1962–1965) oder dem Droste-Hülshoff-Gymnasium in Freiburg (1963–1966) entstanden Bildungsanstalten, die das Demokratieverständnis im Sinne des Modells einer offenen Gesellschaft verkörpern und pädagogisch lebbar machen sollten.*

Folkhard Cremer

### Dekorverzicht als demokratische Entgegnung auf totalitären Macht- und Herrschaftssymbolismus

Galt der Architekturkritik die Baukultur der 1960er Jahre als rein von bautechnischer Struktur, ökonomischem Funktionswert und Nutzungsanalyse geprägt, so wollten die Architekten selbst ihre Bauten als Ausdruck des Demokratieverständnisses der jungen BRD, die Reduktion auf klare geometrische Formen und den Verzicht auf jeglichen De-

kor als notwendige Gegenbewegung gegen den Macht- und Herrschaftssymbolismus des Dritten Reiches verstanden wissen. Nach den Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus entwickelte sich in Westdeutschland ein Diskurs über die Künste, der Realismus mit Totalitarismus identifizierte und dazu führte, dass in Malerei und Plastik das Gegenständliche der Abstraktion weichen musste. Eine Kunstrichtung knüpfte an die Ästhetik des Konstruktivismus, der Gruppe De Stijl und des Bauhauses an. Wichtige Impulse kamen von der 1950



1 Das in die topografische Situation hineinkomponierte Progymnasium in Furtwangen.



2 Progymnasium Furtwangen. Fassadendetail der im Betonwerk hergestellten Betonelemente mit Metallfensterrahmen und Belüftungsvorrichtungen.

3 Schwenningen, Deutenberg-Gymnasium, Isometrie.

in Ulm gegründeten Hochschule für Gestaltung, an der Max Bense als Haupttheoretiker dieser ästhetisch-technizistischen Tendenzen lehrte. Gegen Kunstrichtungen, deren Ausdruck chiffrenhaft zwischen Abstraktion und Gegenständlichkeit changierte, setzte man eine konsequente Formalisierung. Das künstlerische Material sollte folgerichtig nach den ihm immanenten Strukturgesetzen gestaltet werden. Man schuf glatte Oberflächen, die möglichst keine eigene Handschrift erkennen ließen. Die ästhetische Wirkung entstand durch Reihung, Wiederholung und geringfügige Variation ein- und derselben geometrischen Form nach einem einheitlichen System.

Von denselben künstlerischen Prinzipien ließ sich auch Behnisch leiten, indem er Schulbauten nach einem einheitlich vorgefertigten, modularen Baukastensystem erstellte und dabei Perfektion und Exaktheit industriell gefertigter Oberflächen den handwerklichen Bearbeitungsstrukturen vorzog. Auf der Suche nach der allgemeingültigen, zeitlosen Baugestalt, die annähernd allen ästhetischen Empfindungen und allen Bedürfnissen des Menschen entsprechen könne, argumentierte er 1965, im Zeitalter rationaler Denk- und Fertigungsmethoden müsse man sich von der Vorstellung von Architektur als Baukunst verabschieden. Fertigteilbauten bedürften keiner Versuche, mit traditionellen architektonischen Gestaltungsmitteln einen Hauch von Kunst und Schönheit zu erwecken. Derartiges sei im Ingenieurbau unwahr. Ingenieurbauten bezögen ihre guten Proportionen aus den überzeugenden Verhältnissen logisch losge-



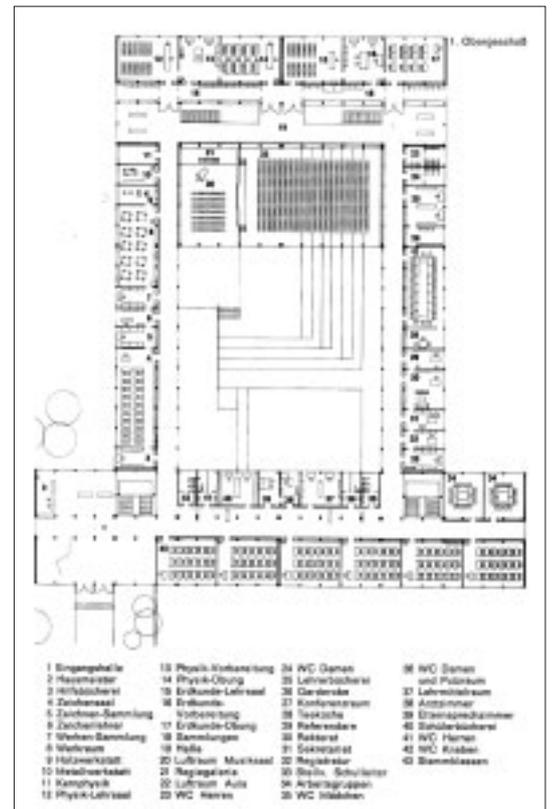
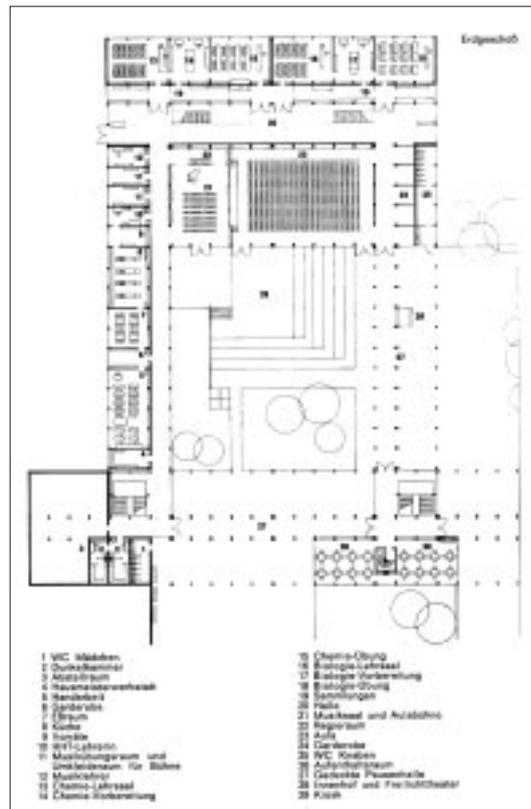
löster Konstruktionen, aus der „Durchsichtigkeit ihrer geistigen Ordnung, von der Klarheit und Logik ihrer verschiedenen, übereinander gelagerten Systeme.“

Die Ingenieurschule/Staatliche Fachhochschule für Technik in Ulm (1961/62)

Waren in den 1950er Jahren noch industrielle und handwerkliche Bautechniken miteinander kombiniert worden, so entstand 1961/62 mit der Ingenieurschule/Staatliche Fachhochschule für Technik in Ulm das erste vollständig vorgefertigte öffentli-

4 Schwenningen, Deutenberg-Gymnasium, Grundriss EG.

5 Schwenningen, Deutenberg-Gymnasium, Grundriss 1. OG.



che Gebäude in Deutschland (06/2001 als Kulturdenkmal nach § 2 Denkmalschutzgesetz erkannt). Nach Auftragsübertragung sollte die Ingenieurschule binnen eineinhalb Jahren bezugsfertig sein. Dies ließ sich nur durch die industrielle Vorfertigung und Montage des gesamten Baus einschließlich der Installationen bewerkstelligen. Die bisher übliche Trennung von Rohbau, Ausbau und unterschiedlichen Gewerken wurde aufgehoben. Schon in der Planung wurden Rohbau und Ausbau vor Fertigungsbeginn in allen Einzelheiten festgelegt. Nach der Planausarbeitung im Architekturbüro durften keine Änderungen am Bau mehr vorgenommen werden. Der gesamte Entwurfs- und Planungsprozess musste vor Baubeginn abgeschlossen sein.

Dazu wurde ein komplettes Baukastensystem aus gleichen typisierten Fertigteilen für alle Bereiche des Baus entwickelt. Die Struktur des Gebäudes bestimmte die Stahlbetonskelettkonstruktion mit dem Drei-mal-drei-Meter-Modul der Firma Rostan. Für dieses Modul wurden spezielle, in Serie gefertigte Fassaden-, Wand- und Deckenelemente entwickelt. Bei der rationellen Herstellung von Bauteilen der Klassischen Moderne, etwa der Siedlung Dessau-Törten von Gropius 1926 bis 1928, wurden die Teile auf der Baustelle vorgefertigt und mithilfe einer kleinen Bahn und Kränen montiert. Für die Ulmer Fachhochschule, wie auch in den nach



6 Schweningen, Deutenberg-Gymnasium, Innenhof Richtung Aula und Verwaltungstrakt.

dem gleichen System errichteten folgenden Schulbauten, wurden die Betonelemente im Betonwerk mit den Metallfensterrahmen, Belüftungsvorrichtungen etc. zusammengesetzt, dann zur Baustelle transportiert und dort bündig in das Skelett-Raster als Decken- und Wandscheibenelemente montiert. Durch saubere Verarbeitung und glatte Oberflächen sowie hohe Maßgenauigkeit war keine handwerkliche Nachbearbeitung mehr erforderlich. Die Installationen sind in den abgehängten Decken und in den Installationselementen, die in der Schrankzone versteckt sind, geführt. Im Wesentlichen wurden nur noch die Fundamente und die Decken in Ortbeton ausgeführt.

Die Öffentlichkeit nahm die Vorfertigungsbaumweise in Ulm mit großem Interesse auf. Nach den Trümmerjahren hatte seit 1950 in Westdeutschland eine ökonomische Konsolidierung stattgefunden. Daraus resultierende optimistische Zukunftserwartungen führten 1952 bis 1964 zu einem Babyboom mit entsprechend hohem Bedarf an Schulneubauten in der Folge. Die OECD (Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung) erklärte 1962 Bildung zum Grundrecht eines jeden europäischen Bürgers und löste damit in Westdeutschland eine intensive, bis in die 1970er Jahre fortgeführte Reformdebatte um die „Deutsche Bildungskatastrophe“ (Georg Picht) aus. 1962 schien die Vollmontagebaumweise die Möglichkeit zu bieten, große Schulbauten „bei gleicher oder besserer Qualität schneller, zuverlässiger und nicht teurer zu bauen.“ (Behnisch 1965). Das Büro Behnisch gewann die Wettbewerbe für folgende Schulneubauten: Volksschule Geislingen, Progymnasium Furtwangen, Deutenberg-Gymnasium Schweningen, Schulzentrum in Haigerloch und Ingenieurschule Aalen.

7 Schweningen, Deutenberg-Gymnasium, Klassenraum.

8 Schweningen, Deutenberg-Gymnasium, Garderobe.



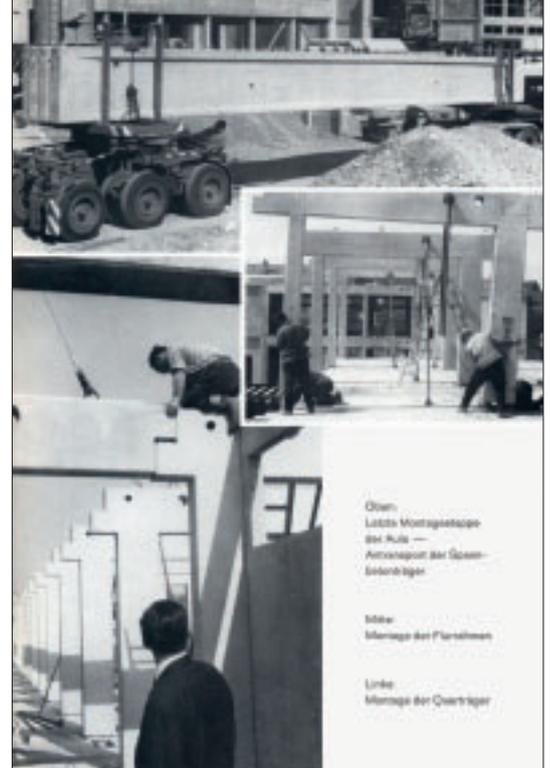
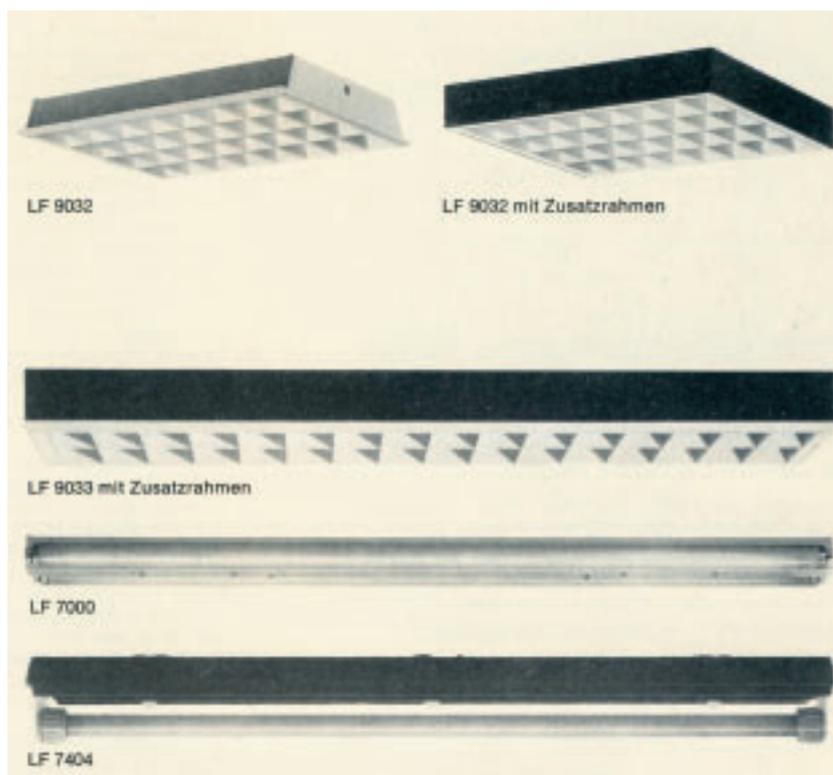
9 Montage der Flurrahmen und Querträger.

Das System Behnisch der Firma Rostan (1964/65)

Mit diesen Aufträgen in der Tasche perfektionierte Behnisch seine Vision vom Bauen mit universell verwendbaren, großformatigen Bauelementen, die in hohem Maße Allgemeingültigkeit aufweisen. Endprodukt war das von der Firma Rostan 1964/65 angebotene System Behnisch. Es bestand aus einem Katalog von schlüsselfertigen Montageschulen mit vier verschiedenen Typengrundrissen, die zu Festpreisen und mit festen Fertigstellungsterminen innerhalb von nur drei bis fünf Monaten Bauzeit angeboten werden konnten. Dazu äußerte sich Behnisch jedoch bereits 1965 kritisch und stellte klar: Je größer die vorgefertigten Bauelemente würden, desto spezieller und eingeschränkter würden auch die Einsatzmöglichkeiten, und umso höher werde der Aufwand für Montage- und Transportmaschinen. Typisierung sei nur in Größendimensionen sinnvoll, wie sie tatsächlich wirtschaftlich fabriziert, transportiert und montiert werden könne. Bauteile und Bausysteme ließen sich in diesem Sinne typisieren, eine ganze Bauaufgabe nicht. Daher könne es auch keine „Typenschulen“ geben. Sein Büro habe, so Behnisch 1977, nach der Entwicklung des Rostan-Systems 1966 erkannt, dass der Systembau keine akzeptable Antwort auf die künstlerischen Aspekte der Architektur gebe.

Günter Behnisch und seine Partner Lothar Seidel, Erhard Tränkner und Karlheinz Weber entwarfen mithilfe des „Rostan-System-Baukastens“ ganz unterschiedliche, den jeweils gewünschten Funk-

10 Übersicht der verschiedenen Typen der Kaiserlangfeldleuchten.



Ober:  
Letzte Montagetasche  
bei Pull —  
Anmontage der Quer-  
sträger

Mitte:  
Montage der Flurrahmen

Links:  
Montage der Querträger

tionen der Bauherren und dem jeweils zur Verfügung gestellten Baugrundstück entsprechende Schulbauten mit ganz eigenen und individuellen Lösungen, die auch – wie das Progymnasium in Furtwangen – durch ihre Einbindung in das landschaftliche Umfeld sehr bemerkenswerte gestalterische Qualitäten entfalten konnten.

Das Gymnasium am Deutenberg in Schwenningen (1962–1965)

In Schwenningen reichte das 1902 errichtete Gebäude des Gymnasiums in der Innenstadt nicht mehr aus. Steigende Schülerzahlen und die Anforderungen spezieller Räume für Naturwissenschaften und Kunst machten einen Neubau notwendig. Infolge der schulpolitischen Reformen und Entwicklungen wurde das Schwenninger Gymnasium als Teil eines relativ weitläufigen Schul- und Sportzentrums als Übergangslösung zu einer Gesamtschule mit Ganztageseinrichtungen am Ostrand der Stadt, etwa 600 m vom Marktplatz entfernt, geplant. Eine in den ursprünglichen Planungen schon vorgesehene Sporthalle konnte erst 1966 bis 1969 von Behnisch auf dem Gelände verwirklicht werden. Das Gymnasiumsgebäude steht seit September 2006, die zugehörige Turnhalle seit Juni 2010 auf der Liste der Kulturdenkmale nach § 2 des Denkmalschutzgesetzes. Das Gymnasium wurde als großzügige Vierflügelanlage um einen annähernd quadratischen Innenhof konzipiert. Sie setzt sich aus einem viergeschossigen Haupttrakt und drei zweigeschossigen, hufeisenförmig gruppierten Trakten zusammen. In den Obergeschossen des Hauptbaus sind die 24 nach Süden gerichteten Normalklassen angeordnet. Der schmale östliche Seitenflügel beherbergt im Obergeschoss die Verwaltung mit Lehrerzim-

mer, der westliche Spezialklassen. Weitere Spezialklassen finden sich an der Nordseite des zum Haupttrakt parallel gelegenen Flügels, dessen Kern die über zwei Geschosse reichende Aula bildet. Mit Ausnahme des Erdgeschosses in der Südwestecke des Hauptbaues ist das gesamte Bauwerk ab Oberkante Gelände als Vollmontagebau ausschließlich aus Stahlbetonfertigteilen ausgeführt. Das sind hier vorgefertigte Rahmen, Säulen, Balken und Deckenplatten. Auch die Treppen bestehen aus vorgefertigten Stahlbetonbauteilen mit tragenden Wangenbalken und aufgelegten Stufenplatten. Die Fassade ist aus geschosshohen Dreischichttafeln zusammengesetzt, bei denen die Dämmschicht zwischen zwei Schwerbetonschichten liegt. Die Geschossdeckenplatten für die Spezialklassen wurden vor Ort gegossen. Für die Montage des Gymnasiums benötigte man 80 Arbeitstage bei Einsatz von drei Turmdrehkränen.

Wichtige organisatorische Vorbedingungen waren die möglichst flexible Variationsmöglichkeit für die Klassenquerwände und die Erweiterungsmöglichkeit des Mittelflurs zur Halle. Dafür wurde die Konstruktion weitestgehend aufgelöst in zweistielige Rahmen, Stützen, Balken und Deckenplatten. Alle Elemente, zum Beispiel Installationen, aber auch Einrichtungsgegenstände wie Tische wurden derart geplant, dass Änderungen und Ausbaumöglichkeiten jederzeit durchführbar waren. Die Typisierung und Austauschbarkeit von Systemen und Elementen wurde in einem hohen Grad realisiert. Bemerkenswert ist, wie Behnisch & Partner die Gebäudebereiche untereinander, aber auch in den Innenhof hinein und darüber hinaus in die Außen-

anlagen öffnen. Die Aula kann durch den Musiksaal um eine Bühne erweitert werden. Ein optisch angeschlossenes, vorgelagertes Freilichttheater vermittelt zum abgesenkten Innenhof. Das im Innern des Nordtraktes die Aula hufeisenförmig umgreifende, bei schlechtem Wetter wohl als Pausenhalle gedachte Flursystem setzt sich am Innenhof unter den Obergeschossfluren im Osttrakt als geschlossener, im Süd- und Westtrakt als offener Wandelgang fort. Die Erdgeschosse von Haupt- und Verwaltungsflügel sind zudem als breite Durchgänge nach außen geöffnet. Offenbar versuchten Behnisch & Partner hiermit, die in den 1960er Jahren einflussreiche und viel diskutierte Theorie von der „offenen Gesellschaft“ zu visualisieren beziehungsweise durch die Transparenz des Baukörpers erzieherisch erlebbar zu machen. In seinem 1945 auf Englisch publizierten und 1957 erstmals in deutscher Übersetzung erschienenen Hauptwerk „Die offene Gesellschaft und ihre Feinde“ wandte sich Karl Popper gegen jegliche totalitäre Staatsform und entwickelte ein Gesellschaftsmodell, das die größtmögliche Freiheit für jedes Individuum bieten sollte. Popper widmete die deutsche Ausgabe „dem Andenken Immanuel Kants, des Philosophen der Freiheit, der Menschlichkeit und des Gewissens“. Wie es Adolf Arndt in seinem 1960 gehaltenen Vortrag „Demokratie als Bauherr“ gefordert hatte, sollte die offene Architektur moderner Schulgebäude sowie die darin vermittelten Lehrinhalte den Kindern und Jugendlichen der BRD den Weg in eine offene, demokratische Gesellschaft ebnen. In der Festschrift zur Errichtung des Schwenninger Gymnasiums aus

11 Schwenningen,  
Deutenberg-Gymnasium,  
Aula.



12 Treppenhaus des Freiburger Droste-Hülshoff-Gymnasiums. Blick von der oberen Galerie in das Erdgeschoss hinab.

dem Jahre 1965 wurde betont, dass sich der Entwurf Behnischs dadurch auszeichnete, dass er die Arbeit in den Klassen in den Vordergrund stellte. Die Einheit der schulischen Erziehung solle durch gute Zusammenarbeit der Lehrer sichergestellt werden. „Das Zentrum der Schule ist das Lehrerzimmer und das Rektorat. Hier treffen sich die Lehrer zur regelmäßigen Aussprache. Dem Leiter der Schule obliegt es, diese Aussprache zu pflegen und dafür zu sorgen, dass jeder Fachlehrer die persönliche Ausbildung jedes einzelnen Schülers im Auge behält. Hier soll auch der übergreifende Unterricht vorbereitet und besprochen werden. Hier sollte jeder Lehrer ein umfassendes Bild vom Können und Wollen seiner Schüler erhalten, nach welchem er seinen Unterricht einrichtet.“

### Das Droste-Hülshoff-Gymnasium in Freiburg (1963–1966)

Auch beim 1963 bis 1966 errichteten Droste-Hülshoff-Gymnasium in Freiburg sind die Sprache der Vorfertigung und die ablesbare konstruktive Struktur sehr dominant. Gegenüber dem auf sehr weitläufigem Baugrund geplanten Schwenninger Schulgebäude kam ein relativ eng bemessener Bauplatz als neuer, für Organisation und Gestalt des Freiburger Gymnasiums ausschlaggebender Faktor hinzu.

Seit den 1920/1930er Jahren hatte man das Problem der Lichtversorgung der Klassenräume über großflächige, nach Süden ausgerichtete Durchfensterungen und zusätzliche hochliegende Fensterbänder oder Oberlichter gelöst. In den 1960er Jahren begann man in Deutschland, die Beleuchtung durch Tageslicht mit einer mittlerweile wesentlich verbesserten elektrischen Beleuchtungstechnik zu ergänzen. Die Ansicht, dass Tageslicht auf jeden Fall besser sei als künstliches Licht, galt als überholt. Durch Einsatz von Kunstlicht konnte

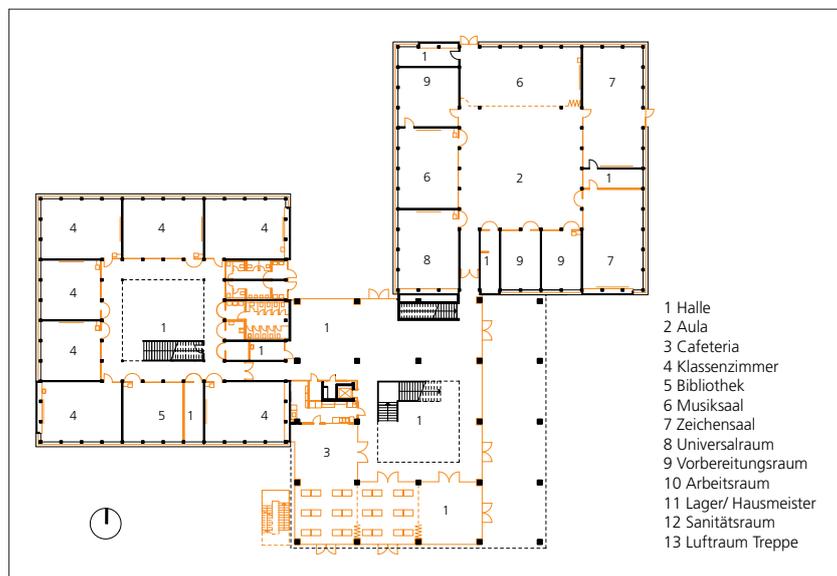


man nun sowohl auf die Ausrichtung der Klassen- trakte nach Süden, als auch auf den damit verbundenen extremen Grundflächenverbrauch durch starke Zergliederung der Schulgebäude verzichten. Die Beleuchtung der Klassenräume wurde nun durch die Kombination von Tageslicht, Kunstlicht und den Sonneneinfall regulierende Lichtblenden sowie Licht lenkende Gläser reguliert. Die Aufwendungen für dadurch steigenden Stromverbrauch konnten mühelos durch geringere Heizkosten aufgrund erheblich weniger Außenwandflächen ausgeglichen werden.

Das Droste-Hülshoff-Gymnasium wurde mit 1100 typisierten Kaiserlangfeldleuchten ausgestattet. In den Klassenräumen wurden sie deckenbündig in die MERO-Dachkonstruktionen eingehängt, in Aula und Pausenhallen kamen Einpendel-Aufhängungen und in der Turnhalle ballsichere Zusatzrahmungen zum Einsatz.

Die Verwendung von elektrischem Licht ermöglichte es, die Gebäudeteile um ein von allen Schülern und Lehrern gleichermaßen als Verkehrsweg genutztes Zentrum zu gruppieren. Damit ließ sich das Demokratieverständnis der jungen Republik vielleicht noch besser umsetzen als am Deutenberg in Schwenningen. Im Sinne des „Prinzips der Offenheit“ in der „informierten Gesellschaft“ stehen drei verschieden hohe Baukörper gleicher Grundfläche in räumlicher Verbindung miteinander. Die Räume sind jeweils um eine zentrale Halle organisiert, von oben durch MERO-Raumtragwerke überspannt und durch Fensterbänder belichtet. Die viergeschossige Halle dient als Hauptverteiler, die zweigeschossige als Veranstaltungsort für

13 Freiburg, Droste-Hülshoff-Gymnasium, Grundriss Erdgeschoss.



Schulfeste, die eingeschossig als Werkhalle und in Verbindung mit dem angrenzenden Musiksaal als Aula. Denn in den neuen Raumprogrammen für den Schulbau war kein Versammlungsraum im Sinne einer Aula mehr vorgesehen. Der Raum der ebenfalls weggefallenen Flure wurde zu mehreren Hallen arrangiert, die so groß sind, dass Schüler sich zu verschiedenen Anlässen versammeln können. Damit wurde dem in der damaligen Pädagogik forcierten Gedanken entsprochen, durch Zentrierung des inneren Verkehrs in einer Halle die Pflege der sozialen Zusammengehörigkeit der Schüler untereinander durch den architektonisch vorgegebenen Rahmen zu fördern.

### Ausblick: Vom Hallenschultyp zum zentrumsorientierten Schultyp

Nach diesem Konzept der „Hallenschulen“ entstanden seit Mitte der 1960er Jahre viele weitere Schulbauten. Das immer quadratische Konstruktionsraster ermöglichte eine wirtschaftliche Konstruktion mit großformatigen Bauteilen und größtmöglicher Variabilität. Behnisch & Partner planten 1966 nach diesem Quadratraster noch das Schulzentrum in Ludwigsburg, die Oskar-von-Miller-Realschule in Rothenburg und das Friedrich-Schiller-Gymnasium in Marbach. Über die regelmäßig dem neuesten Entwicklungsstand im Schulbau angepassten Neuauflagen des 1950 erstmals erschienenen einflussreichen Buches „Das neue Schulhaus“ von Alfred Roth wurde in Europa der in den USA 1955 erstmals angewandte zentrumsorientierte Schultyp bekannt. Dieser Idee folgend erhielt die Mittelpunktschule „In den Berglen“ in Oppelsbohm (1966–1969, Rems-Murr-Kreis) einen Grundriss aus kreisförmig um eine zentrale Halle

gereihten fünfeckigen Klassenräumen. Sie gehört nicht mehr in die 1998 von Behnisch selbst als „Epoche unserer Pseudo-Klassik“ bezeichnete Werkphase der Vorfertigung, sondern in eine neue Schaffensperiode, in der Behnisch stärker nach künstlerischen Aspekten der Architektur suchte, mehr Wert auf eine individuelle Behandlung der einzelnen Bauaufgaben legte und der städtebaulichen Situation in der Gesamtkomposition eine noch größere Bedeutung beimaß.

### Literatur

- Günter Behnisch, Vortrag bei der Sächsischen Akademie der Künste in Chemnitz am 15.11.1998, in: *Bauwelt* 101/39–40, 2010, S. 16–37.
- Claudia Hildner/Christian Schönwetter: Zweite Runde. Modernisierung von frühen Behnisch-Schulen, in: *Metamorphosen* 3, 2009, S. 24–31.
- Elisabeth Spieker: Günter Behnisch – Die Entwicklung des architektonischen Werkes. Gebäude, Gedanken und Interpretationen, Stuttgart 2005.
- Siegfried Hesse: Schulbaubeleuchtung, in: *Bauwelt* 8, 1968, S. 238–241.

### Glossar

#### MERO-Dachkonstruktion

Vom Ingenieur Max Mengerlinghausen (ME) entwickeltes und Strukturen der Natur nachempfundenen Raumfachwerk, bei dem Rohrstäbe (RO) durch eine besondere Knoten- und Stabanschlusskonstruktion zu regelmäßigen geometrischen Körpern verbunden werden.

#### Dr. Folkhard Cremer

*Regierungspräsidium Freiburg  
Referat 26 – Denkmalpflege*



14 Freiburg, Droste-Hülshoff-Gymnasium, MERO-Deckenfachwerk mit Kaiserlangfeldleuchten.



# Rettung in letzter Minute

## Das Weinheimer Kriegerdenkmal

*Die „... aus der kraftmeierischen Nationalbesoffenheit Deutschlands nach der Reichseinigung 1871 hervorgegangene Denkmalseuche“, wie G. Armanski 1988 schrieb, hatte Ende des 19. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum ihren Höhepunkt. Unzählige Denkmäler für den Deutsch-Französischen Krieg und/oder Kaiser Wilhelm I. entstanden. Die Massenproduktion wurde durch die Entwicklung eines neuen, kostengünstigen Verfahrens zur Herstellung von Metallbildwerken begünstigt, dem Zinkguss. Doch nur wenige dieser Denkmäler sind heute noch vorhanden. Aus verschiedenen Gründen wurden sie abgebaut und zerstört. Ein Monument dieser Art hat sich auf dem Weinheimer Marktplatz erhalten. Allerdings war es jüngst, bedingt durch die lange Aufstellung im Freien und frühere unsachgemäße Reparaturversuche, in seiner Substanz akut bedroht. Es wurde deshalb abgebaut und in der Werkstatt einer Spezialfirma fachgerecht restauriert.*

Claudia Baer-Schneider

### Das Denkmal

Am oberen Ende des Weinheimer Marktplatzes, vor der Treppenanlage zur katholischen Laurentiuskirche, erhebt sich das Ehrenmal für die Teilnehmer des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71. Auf einem quadratischen, mehrfach abgestuften hohen Steinsockel befindet sich die überlebensgroße, im Zinkgussverfahren hergestellte Figur eines Soldaten. Mit erhobener Fahne und gezücktem Schwert stürmt er über einen bereits niedergerissenen Befestigungszaun und einen am Boden liegenden Helm voran. Unterhalb der Figur steht auf einer separaten Konsole eine Büste von Kaiser Wilhelm I., ebenfalls ein Zinkguss. Seitlich am Sockel angebrachte Tafeln verzeichnen in alphabetischer Reihenfolge die Namen aller Kriegsteilnehmer aus Weinheim.

Nachdem sich bereits seit längerem Spannungen zwischen Preußen und Frankreich aufgebaut hatten, kam es am 19. Juli 1870 schließlich zur Kriegserklärung. Preußen schlossen sich die drei süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg und Baden an. Letzteres beteiligte sich unter der Führung von Prinz Wilhelm von Baden mit insgesamt 13 500 Soldaten, 196 davon stammten aus Weinheim. Ihre Namen sind auf Nord- und Südseite des Denkmalssockels eingraviert. Nach der Niederlage Frankreichs brachte Bismarck Anfang 1871 die süddeutschen Staaten dazu, dem Norddeutschen Bund beizutreten – die Gründung des Deutschen Reichs war vollzogen. Gleichzeitig rief man den

preußischen König Wilhelm I. im Spiegelsaal von Schloss Versailles zum deutschen Kaiser aus.

In Baden gebe es wohl „keine fünf Gemeinden mehr“, die nicht im Besitz eines Kaiser- und Kriegerdenkmals seien, notierte der Weinheimer Kriegerverein in einem Schreiben an den Gemeinderat vom 15. Oktober 1888. Nur in Weinheim fehle ein solches noch. Der Verein bat deshalb, die Errichtung eines Krieger- und Kaiserdenkmals zu ge-



1 Historischer Zustand vor dem Neubau der Laurentiuskirche.

statten und für diesen Zweck ein Komitee einzusetzen. In der Folge wurden bei wiederholten Spendensammlungen, aber auch durch Vereinskonzerte die erforderlichen Gelder zusammengetragen.

Komitee und Gemeinde bereiteten die Planung und Aufstellung des Monuments intensiv vor. Sie befragten Kommunen, die bereits vergleichbare Bildwerke erstellt hatten, nach deren Kosten, aber auch nach den Erfahrungen, die man mit dem Verfahren des Zinkgusses und mit den ausführenden Firmen gemacht habe. Gleichzeitig bat man um eine Fotografie des örtlichen Kunstwerks. Auch der künftige Aufstellungsort des Denkmals wurde diskutiert, bis man sich in einer Bürgerbefragung am 4. August 1889 für den Marktplatz entschied. Zu diesem Zeitpunkt war allerdings noch nicht klar, ob eine figürliche oder eine architektonische „Composition“ zur Ausführung kommen sollte. Dies war ebenso eine Frage der zur Verfügung stehenden Mittel wie des zu wählenden Materials. Um die Kosten zu klären, wurden Angebote verschiedener Firmen zu Güssen in Bronze, Eisen und Zink eingeholt.

Der künstlerischen Gestaltung des Bildwerks widmete man anscheinend jedoch wesentlich weniger Aufmerksamkeit. Weder zum Sujet, noch zur Frage des ausführenden Künstlers lassen die überlieferten Archivalien eine intensivere Auseinandersetzung erkennen. Anregungen gaben auf der einen Seite sicher die oben genannten Fotografien. Auf der anderen Seite reichten verschiedene Künstler von sich aus Vorschläge ein. Der Bildhauer Friedrich Wilhelm Volke aus Karlsruhe schickte Fotos sowie Skizzen eigener Werke. Der Weinheimer Architekt Otto Hasslinger, den man mit der Aufgabe der Denkmalerichtung betraut hatte, bot an, zusammen mit dem Karlsruher Bildhauer Wilhelm Sauer, die „Wünsche des Komitees umzusetzen“. Sauer werde dafür innerhalb von drei Wochen Pläne und Modelle vorlegen. Ferner unterbreitete der Weinheimer Bildhauer Karl Spangenberg Vorschläge. Daneben erhielt man Fotos von Werken des Berliners Robert Baerwald, der mit der Aufgabenstellung bereits reichlich Erfahrung hatte.

Ende 1889 beschloss der Verein, das Monument von Stadtbaumeister August Armbruster entwerfen zu lassen. Mit dem Karlsruher Bildhauer Georg Heitmann schloss man einen Vertrag über die Lieferung der Modelle für eine Büste Kaiser Wilhelms I. sowie für einen „stürmenden Krieger mit Fahne“, dessen Höhe bis zur Helmspitze 2,45 m betragen sollte. Leider sind Modelle und Skizzen Heitmanns ebenso wenig überliefert wie die Entwürfe seiner oben genannten Kollegen. Bekannt ist dagegen, wer Heitmann als Vorbild für seine



Figur diente: Es handelt sich um Johann Wilhelm Goos, Besitzer der gleichnamigen Mühle in Weinheim. Er wurde aufgrund seiner Statur und seines Erscheinungsbildes dafür ausgewählt.

In der Folge verpflichtete man die Berliner Firma Martin & Piltzing, nach Heitmanns „Gipsmuster und Skizze ein Bild in bester Bronzeimitation“ im Zinkgussverfahren herzustellen. Nachdem das Granit- und Syenitwerk Bensheim den Steinsockel für das Denkmal vor der katholischen Kirche in Weinheim errichtet hatte, konnten Anfang August 1890 die aus Berlin gelieferten Bildwerke aufgestellt werden.

Die eigentliche Einweihung des Denkmals fand im Rahmen des 15. Verbandstages des badischen Militärverbandes am 18. August 1890 statt, dem 20. Jahrestag der Schlacht von St. Privat/Gravelotte. Die Feierlichkeiten begannen unter begeisterter Beteiligung der Bevölkerung schon am Vortag mit Böllerschüssen, Zapfenstreich und einem Bankett. Am Sonntag wurde Großherzog Friedrich von Baden mit großem Geleit am Bahnhof in Empfang genommen, um die Parade der Kriegervereine abzunehmen und das Denkmal feierlich zu enthüllen. Den Stellenwert des Ereignisses und die überschwängliche patriotische Begeisterung spiegeln die enthusiastischen Artikel des „Weinheimer

2 Zustand vor der Restaurierung – Gesamtansicht mit Kirche.



3 Detail der Kriegerfigur.

4 Büste von Kaiser Wilhelm.

Anzeigers“ wider, die über das Fest ebenso ausführlich berichten, wie sie aus den – heute nur schwer erträglichen – pathetischen, kriegsverherrlichenden Reden zitieren.

### Das Denkmal bis heute

Als das Kriegerdenkmal an seinem Standort aufgestellt wurde, war es in eine aufwendige Treppen- und Terrassenanlage eingebunden. Hinter dem Monument und in einigem Abstand davon befand sich damals nur der Chor der im Gegensatz zum heutigen Bau deutlich kleineren katholischen Pfarrkirche. Dem Denkmal kam daher eine vorherrschende Stellung über dem Marktplatz zu. Dieser Zustand änderte sich 1911, als das bestehende Gotteshaus dem Neubau von St. Laurentius weichen musste. Seither steht es etwas verloren vor dessen wuchtigem Giebel. Alle Vorschläge, diesen Bedeutungsverlust durch kleinere Veränderungen abzumildern, wurden jedoch kriegsbedingt nicht mehr umgesetzt. Erst 1952 gestaltete man die umgebende Anlage neu und versetzte den früher im unteren Bereich des Denkmals angebrachten Brunnen seitlich. Außerdem verkleidete man damals den Natursteinsockel teilweise mit Kunststein, da er schon stark verwittert war.

### Krieger- und Kaiserdenkmäler

Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein hielt sich die Anzahl der im deutschsprachigen Gebiet errichteten Krieger- und Kaiserdenkmäler in Grenzen, nicht zuletzt, weil in Preußen zu Lebzeiten des Regenten keine Bildwerke für diesen aufgestellt werden sollten. Nach dem Sieg im Deutsch-Französischen Krieg, der Gründung des Deutschen Reichs und dem Tod Wilhelms I. im Jahre 1888 führte jedoch eine Welle der nationalen Begeisterung, verbunden mit einer geradezu überbordenden Verehrung für den verstorbenen Kaiser, dazu, dass allorts derartige Monumente errichtet wurden. Auftraggeber waren in der Regel nicht die Kommunen, sondern wie auch in Weinheim extra zu diesem Zweck gegründete Vereine. Ermöglicht wurde diese Massenproduktion durch neue Fertigungsarten wie die Galvanisierung und den Zinkguss, die eine wesentlich preisgünstigere Herstellung erlaubten als etwa Bronzeguss oder Naturstein. Lieferkataloge der Metallfirmen und Künstlerentwürfe „von der Stange“ erleichterten potenziellen Auftraggebern die Entscheidung. Bei der Bestellung kam es ohnehin mehr auf nationalistisches Pathos denn auf künstlerische Qualität an. Gesetzliche Einschränkungen

gab es nicht. Die Vorgaben des Kultusministeriums von 1898, jedes Denkmal müsse eine künstlerische Neuschöpfung und aus hochwertigem Material sein, blieben weitgehend wirkungslos.

Was die Gestaltung derartiger Monumente anbelangte, reichte die Palette vom einfachen Findling bis hin zu aufwendigen Figurengruppen, wobei sich die Kompositionen jedoch oft wiederholten. So entschied man sich auch nicht nur in Weinheim für die Figur eines voranstürmenden, fahnentragenden Soldaten, sondern an mindestens 15 weiteren Orten im damaligen Deutschen Reich, darunter in Altenburg (nach 1889; Robert Baerwald), Bremerhaven (1892, Oscar Bodin) und Bad Pyrmont (1897; Friedrich Volke). In Pyrmont verband man mit dem Motiv sogar eine historische Begebenheit: Der Gefreite Heinrich Schaper hatte, obwohl selbst verwundet, in der Schlacht bei Loigny-Poupry die Regimentsfahne gerettet, nachdem ihr Träger gefallen war. Er wurde dafür vom Kaiser persönlich geehrt.

Die Beliebtheit des voranstürmenden Soldaten als Denkmalsujet lag wohl nicht zuletzt daran, dass man in ihm die Personifizierung des Deutschen Heeres sah. Er versinnbildlichte den Sieg über Frankreich ebenso wie er die aktuelle Stärke und den Kampfeswillen des Deutschen Reichs symbolisierte. Der Soldat – und damit das deutsche Heer – halte die Fahne schirmend über den Kaiser, mit seinem gezückten Schwert diene er ihm.

Vordergründig betrachtet handelt es sich bei dem Weinheimer Monument um ein Erinnerungsmal für Kaiser Wilhelm I. sowie für den Deutsch-Französischen Krieg und seine Teilnehmer. Für den heutigen Betrachter steht aber vor allem der Wert als Zeitzeugnis im Vordergrund, spiegelt das Monument doch die Begeisterungswelle der damaligen Zeit für Kaiser und Reich, aber auch für den Krieg wider. Darüber hinaus bildet es ein wichtiges Dokument für die nur kurz verbreitete Technik des Zinkgusses. Zusätzliche Bedeutung gewinnt das Weinheimer Denkmal noch dadurch, dass es heutzutage eines der wenigen erhaltenen Beispiele seiner Gattung überhaupt ist. Denn aus verschiedenen Gründen ist uns heute nur noch eine sehr begrenzte Anzahl dieser Objekte überliefert. Einige konnten aufgrund ihrer Materialbeschaffenheit und der damit häufig verbundenen starken Schädigungen nicht erhalten werden, andere wurden aus politischen Gründen entfernt und vernichtet. Die größte Bedrohung für alle Metalldenkmäler stellte aber stets das Einschmelzen dar. Besonders der hohe Rohstoffbedarf in Kriegszeiten weckte derartige Begehrlichkeiten. Während des Zweiten Weltkriegs konnte man eine entsprechende Anfrage in Weinheim mit dem Hinweis, es handle sich nicht um Bronze, sondern „nur“ um Zink, abwehren.

## Das Zinkgussverfahren

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte Moritz Geiß in seiner Berliner Gießerei das Verfahren des Zinkgusses für die kostengünstige Herstellung auch von Bildwerken und großformatigem Architekturzierart. Beim Zinkguss werden 2 bis 8 mm dicke Teile einzeln hergestellt und miteinander verlötet. Anschließend benötigt die Oberfläche eine schützende Beschichtung. Diese kann so gestaltet werden, dass beispielsweise Marmor, Sandstein oder auch Bronze farblich vorgetäuscht werden. Mit dem Tod von Geiß ging die Firma 1875 an Friedrich Wilhelm Castner über. Von ihm übernahmen sie wiederum Martin & Piltzing. Wie die Weinheimer Figuren wurde auch der Großteil der anderen Denkmäler für Wilhelm I. und den Deutsch-Französischen Krieg in dieser Werkstatt hergestellt. Von Berlin aus, wo in der Frühzeit besonders Karl Friedrich Schinkel die neue Technik nutzte, breitete sie sich schnell aus. Allerdings verlor sie schon um 1900 wieder an Bedeutung, wohl auch, weil man erkennen musste, dass die Objekte doch nicht so korrosionsbeständig waren wie erhofft. Während auf die Weinheimer Anfrage von 1889 hin nur wenige Gemeinden klagten, die Politur ihres Denkmals sei abgewittert, führten beispielsweise die Schäden am erst 1901 aufgestellten Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. in Heidelberg bereits 1918 zu seinem Einschmelzen.

## Der dramatische Zustand der Metallfiguren

Sofort bei Aufstellung des Denkmals konstatierte man, dass die Soldatenfigur einige kleinere Risse aufwies. Die Gießerei antwortete auf die besorgte Anfrage Weinheims, dass diese wohl vom Trans-

*5 Detail der Kriegerfigur mit deutlichen Schäden.*





port stammten und völlig unbedenklich seien. Eine statische Gefährdung sei ausgeschlossen, zumal die Figur innen verschraubte Eisenstangen besitze. Um eine schöne Patina zu erhalten, ließ man Kriegerfigur und Kaiserbüste 1891 mit Wasser abwaschen und mit Öl einreiben, genau wie dies die Herstellerfirma empfohlen hatte. Über frühe Probleme an der Oberfläche oder an den Nähten der Bildwerke ist nichts bekannt. Dafür kam es schon im Jahr der Aufstellung zu mutwilligen Beschädigungen – ein Thema, das leider bis heute aktuell blieb. Ein weiteres, weitaus gravierenderes Problem für die Metallbildwerke stellt jedoch die „Restaurierung“ der 1970er Jahre dar. Damals wurden die Metallhüllen mit Kunstharz – partiell mit Glasfasern armiert – verfüllt und mit zusätzlichen Stahlkonstruktionen im Inneren versteift. Auf den äußeren Oberflächen brachte man großzügig Harze zur Rissüberbrückung und zum Ausgleich von Unebenheiten auf. Doch in der Folge rostete der Stahl, das Kunstharz versprödete und vergilbte. Da die neu eingebrachten Materialien ein anderes Ausdehnungsverhalten bei Wärme aufwiesen als das Zink, kam es im Laufe der Zeit zu zahlreichen neuen Rissen und diversen aufgesprengten Stellen. Hierdurch drang wiederum Wasser ins Innere der Figuren, was die Verschlechterung ihres Zustands beschleunigte. 2009 bestand schließlich dringender Handlungsbedarf, da die Bildwerke selbst, aber auch vorbeilaufende Passanten akut gefährdet waren. Krieger und Büste wurden umgehend mithilfe eines besonders leistungsstarken

Autokrans mit größter Vorsicht von einer Regensburger Spezialfirma für Metallrestaurierung abgebaut und in die sichere Werkstatt verbracht. Über die Ergebnisse der sich daran anschließenden Voruntersuchungen, die Schritte zur Entwicklung eines tragfähigen Konzepts sowie die eigentliche Restaurierung wird in einem der nächsten Hefte des Nachrichtenblatts in einem gesonderten, metallrestauratorischen Fachbeitrag berichtet.

Der Dank der Autorin gilt Frau Andrea Rößler für ihre wie immer hilfsbereite und freundliche Unterstützung bei der Recherche im Weinheimer Stadtarchiv.

#### Literatur

- Akten des Stadtarchivs Weinheim  
Peter Mottner/Martin Mach (Hrsg.): Zinkguss, Die Konservierung von Denkmälern aus Zink, Arbeitsheft des bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege 98, München 1999.  
G. Armanski: „... und wenn wir sterben müssen“, Hamburg 1988.  
M. Lurz: Kriegerdenkmäler in Deutschland, Heidelberg 1985–1987.

**Dr. Claudia Baer-Schneider**  
Regierungspräsidium Karlsruhe  
Referat 26 – Denkmalpflege

# Vor 100 Jahren

## Beginn einer archäologischen Großgrabung auf dem Goldberg im Nördlinger Ries

*Mit dem Goldberg nahe Riesbürg-Goldburghausen liegt im Nördlinger Ries eine der bekanntesten prähistorischen Höhensiedlungen Süddeutschlands, die auch in forschungsgeschichtlicher Hinsicht eine außergewöhnliche Stellung einnimmt. Vor genau 100 Jahren, im Herbst 1911, nahm hier ein archäologisches Pionierprojekt seinen Ursprung, das sich zeitweilig zur größten Ausgrabung Deutschlands entwickeln sollte. Für die feldarchäologische Dokumentation und die Methodik archäologischer Ausgrabungstechnik wurden hier wichtige Grundlagen geschaffen und Forschungsgeschichte geschrieben. Bis heute spielt der Goldberg für die Beurteilung der vorgeschichtlichen Siedlungslandschaft im Ries eine zentrale Rolle.*

Jörg Bofinger

### Der Goldberg – eine markante prähistorische Höhensiedlung

Der Goldberg bei Riesbürg-Goldburghausen am südwestlichen Rand des Nördlinger Rieses darf sowohl in topografischer als auch in forschungsgeschichtlicher Hinsicht als eines der prominentesten vorgeschichtlichen Geländedenkmäler in Baden-Württemberg bezeichnet werden. Nachdem im 19. Jahrhundert infolge von Steinbrucharbeiten immer wieder Funde an den Rändern des markanten Goldberges gemacht wurden, zog diese bis heute in der süddeutschen Archäologie nach wie vor sehr wichtige Fundstelle schon bald das Interesse der Altertumforschung auf sich (Abb. 1). In der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg fand auf seinem Plateau mit unterschiedlichen prähistorischen Siedlungsschichten die größte Siedlungsgrabung in Deutschland statt, die sich zum Meilenstein der archäologischen Siedlungsforschung entwickeln sollte.

Zwar ist das aktuelle Erscheinungsbild des Berges aus Süßwasserkalken in großen Teilen modernem Steinabbau an drei Flanken geschuldet, doch wird auch heute noch immer seine beherrschende Position am Rand der fruchtbaren Altsiedellandschaft des Nördlinger Rieses eindrucksvoll deutlich (Abb. 2). Der 512 m ü. N.N. hohe Berg ragt 60 m über die Riesebene und ist nur im Westen durch einen Übergang zu den Riesrandhöhen hindernislos zu erreichen. Neben der archäologischen Bedeutung als Bodendenkmal ist der Goldberg ein wichtiges Naturschutzgebiet, mit seltenen Pflanzen und Nistplätzen der vom Aussterben bedrohten Schwarzen Mörtelbiene.

### Ein wissenschaftliches Großprojekt beginnt

Vor 100 Jahren, im Herbst 1911, begann Gerhard Bersu (1889–1964), damals noch Student in Tübingen, mit den ersten Ausgrabungen auf dem Goldberg – ein Projekt, das ihn über elf Kampagnen bis 1929 beschäftigen und seine wichtigste wissenschaftliche Unternehmung werden sollte (Abb. 3). Während der ersten Grabungskampagne arbeitete Bersu im Auftrag des Württembergischen Landesmuseums in Stuttgart zwischen dem 23. und 28. Oktober 1911 mit sechs Arbeitern auf dem Berg und legte drei Testschnitte zur Klärung der Befund- und Schichterhaltung auf dem Bergplateau an.

Mit Bersu war ein bereits in jungen Jahren erfahrener Feldarchäologe am Werk, dessen Geschick



1 Der Goldberg bei Riesbürg-Goldburghausen in den 1920er Jahren.





2 Luftbild des Goldbergs von Osten. Auf dem Bergplateau wurden Siedlungsspuren von der Jungsteinzeit bis in die römische Epoche nachgewiesen.

und Sorgfalt sowohl bei der Freilegung der unterschiedlichen Schichten wie auch bei der Dokumentation der einzelnen Befunde in der damaligen Zeit Vorbildcharakter besaßen. Im Laufe der folgenden Grabungskampagnen wurde unter seiner Leitung nahezu die gesamte besiedelte, knapp 4 ha große Hochfläche untersucht und dabei eine vielschichtige Siedlungsabfolge festgestellt, die mit Unterbrechungen von der Jungsteinzeit bis in die römische Epoche reichte (Abb. 4).

Wichtig waren diese Ausgrabungen vor allem während der zweiten Hälfte der 1920er Jahre auch deshalb, weil dort der wissenschaftliche Nachwuchs aus Deutschland, Österreich und der Schweiz ausgebildet wurde. Als Lehrgrabung spielte sie daher eine bedeutende Rolle bei der Vermittlung von Freilegung und Dokumentation komplexer Siedlungsbefunde und Stratigrafien und sollte auf lange Zeit Vorbild für andere Siedlungsausgrabungen sein.

3 Gerhard Bersu (1889–1964): Unter seiner Leitung fanden die Ausgrabungen auf dem Goldberg zwischen 1911 und 1929 statt.



### Über 4000 Jahre Besiedlungsgeschichte auf dem Bergplateau

Seit der Jungsteinzeit fanden auf der Hochfläche eine ganze Reihe von teils befestigten Dorfanlagen Platz. Diese Besiedlungsphasen wurden vom Ausgräber in römischen Zahlen durchnummeriert. Bei Goldberg I–III handelt es sich um jungsteinzeitliche Ansiedlungen, die zwischen dem späten 5. und frühen 3. Jahrtausend zu datieren sind. Mit der Phase Goldberg IV wurde eine befestigte Höhsiedlung der Hallstattzeit und mit Goldberg V eine latènezeitliche Siedlung bezeichnet (Abb. 5).

Die Abfolge beschließen spärliche Siedlungsreste aus römischer Zeit.

1993 fanden im Süden des Plateaus, wo noch ungestörte Bereiche archäologischer Substanz erhalten geblieben sind, kleinere Nachgrabungen statt, um Bersus Grabungsergebnisse zu verifizieren.

Der Goldberg ist eine von insgesamt 19 Stationen eines archäologischen Wanderweges, der wichtige Fundstellen am westlichen Riesrand erschließt und an Informationstafeln im Gelände vorbeiführt. Einer seiner Ausgangspunkte ist das Goldbergmuseum in Riesbürg-Goldburghausen, das sich im ehemaligen Rathaus, inmitten der Ortschaft, befindet. Seit 1984 präsentiert das kleine Museum auf anschauliche Weise die Forschungs- und Grabungsgeschichte des Goldbergs, ebenso dessen Archäologie und Besiedlungsgeschichte. Fundmaterial aus allen Siedlungsperioden wird im Museum ausgestellt. Zahlreiche Modelle von prähistorischem Gerät, Waffen oder Häusern machen die „Reise in die Steinzeit“ begreifbar.

Seit Mai 2011 informiert das Museum auch über erste Ergebnisse aus unterschiedlichen vor- und frühgeschichtlichen Epochen, die bei archäologischen Ausgrabungen auf der Trasse der Ethylen-Pipeline Süd (EPS) unweit des Goldbergs dokumentiert wurden.

### Ipf und Goldberg: Zentren in einer prähistorischen Siedlungslandschaft

Immer wieder wird in der archäologischen Fachliteratur erwähnt, dass der Goldberg und seine Be-

deutung nur in Zusammenhang mit seinem Umfeld zu bewerten ist. Hier spielt zum einen der nur etwa 5 km entfernte und in Sichtweite gelegene Ipf bei Bopfingen eine wichtige Rolle, der jüngst wieder verstärkt in den Fokus der Geländeforschung gerückt ist. Zum anderen liegt der Goldberg in der seit Beginn der Jungsteinzeit hinsichtlich Klima und Böden begünstigten Siedlungslandschaft des Nördlinger Rieses. Zahlreiche, beim Bau von zwei Fernleitungen neu entdeckte Fundstellen haben in den vergangenen Jahren das Fundbild deutlich verdichtet, und bei ihrer Bewertung wird – auch noch 100 Jahre nach Beginn der Ausgrabungen – immer auch der Goldberg als beherrschendes Siedlungszentrum mit zu berücksichtigen sein.

### Literatur

W. Krämer: Gerhard Bersu – ein deutscher Prähistoriker (1889–1964). Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 82, 2001, S. 5–101.

H. Parzinger: Der Goldberg. Die metallzeitliche Besiedlung. Römisch-Germanische Forschungen 57, Mainz 1998.

A. Zeeb: Sechzig Jahre danach: Neues vom Goldberg, Riesbürg-Goldburghausen, Ostalbkreis. Archäologische Ausgrabungen Baden-Württemberg 1993, S. 54–57.

R. Krause: Vom Ipf – zum Goldberg. Archäologische Wanderungen am Westrand des Rieses. Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg 16, Stuttgart 1992.



4 Grabungssituation aus der Zeit der Bersu-Grabungen auf dem Goldberg.

### Praktischer Hinweis

Goldbergmuseum

Ostalbstraße 33

73469 Riesbürg-Goldburghausen

Telefon: 09081/29350 und 09081/79685

E-Mail: [gemeinde@riesbuerg.de](mailto:gemeinde@riesbuerg.de)

Öffnungszeiten: April bis Oktober So 14–17 Uhr und nach telefonischer Voranmeldung

### Dr. Jörg Bofinger

Regierungspräsidium Stuttgart

Landesamt für Denkmalpflege



5 Plan der früheisenzeitlichen Besiedlungsphase auf dem Goldberg. Mehrere Gehöftgruppen prägten das Besiedlungsbild des Berges während des 6. und 5. Jahrhunderts v. Chr.

### Hallstattzeit

— Sichere Grundrisse

- - - Wahrscheinliche Grundrisse

· · · Hypothetische Grundrisse

• • • Latènezeit

• • • Römerzeitliche Gruben

# Monumentale Grabanlagen der Steinzeit

## Megalithische Denkmale der Hochrheinregion



*Gemeinhin denkt man beim Stichwort „Megalithkultur“ (Griechisch: „mega“ – groß und „lithos“ – Stein) an Stonehenge oder die beeindruckenden Grabdenkmale der Bretagne. Dabei kennen wir verwandte Phänomene, wenngleich in bescheideneren Dimensionen, auch aus dem Süden Baden-Württembergs. Die Errichtung monumentaler Grabmonumente stellte vor rund 5000 Jahren nicht nur eine große technische Leistung dar, sondern in ihnen manifestiert sich zugleich die Hinwendung der steinzeitlichen Gemeinschaften zu völlig neuen Grab- und Bestattungssitten. Die wissenschaftliche Auswertung von Ausgrabungen in einem jungsteinzeitlichen Kollektivgrab bei Schopfheim-Wiechs (Kr. Lörrach) ist Anlass, dieses kulturhistorisch interessante Phänomen, das durch eine Reihe von Grabfunden entlang des Hochrheins vertreten ist, hier vorzustellen.*

Wolfgang Löhlein

### Vom Grabmal zum Rebhütle

Auf einer Uferterrasse des Hochrheins in Schwörstadt (Kr. Lörrach) stand bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts ein mächtiger Steinbau. Einst diente er den Weinbauern, die im Gewinn „Rebhalde“ ihrer Arbeit nachgingen, als Unterstand. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als dort schon lange kein Weinbau mehr betrieben wurde, brach man das steinerne Geviert ab. Die Wandsteine wurden für den Straßenbau verwendet, während der örtliche Schmied den Deckstein fortan als Schleifstein nutzte. Lediglich ein giebelseitiger Wandstein blieb stehen; vermutlich, weil dem Stein, dessen Mitte ein großes rundes Loch zierte, im Volksglauben schützende oder helfende Kräfte zugeschrieben wurden (Abb. 1).

1 Der „Heidenstein“ in Schwörstadt.



Der Heimatforscher Emil Gersbach führte 1922 eine erste Ausgrabung bei dem „Heidenstein“ genannten Lochstein durch, den er für den Überrest eines Grabmales hielt. Er legte zur Erkundung des Areals drei Suchgräben an, in denen er ein Trockenmauerwerk nachweisen konnte, das in etwa 3 m Entfernung rings um den „Heidenstein“ verlief und als Abschluss eines Grabhügels diente, mit dem der Bestattungsort einmal überdeckt war. Vier Jahre später legte der Freiburger Vorgeschichtsforscher Georg Kraft unmittelbar nördlich des Lochsteines die Reste einer Grabkammer frei. Sie besaß einen leicht trapezoiden Grundriss von 3 m x 2,6 m x 2,3 m. Die südliche Giebelplatte hatte eine Gesamthöhe von 3,3 m und war rund 30 cm tief unter den ehemaligen Kammerboden eingegraben. Der Bodenbelag aus dünnen Muschelkalkplatten war nur noch im Nordteil des Grabes erhalten (Abb. 2). Über dem Plattenbelag konnten die durcheinandergeworfenen Reste von mindestens 19 Individuen im Alter zwischen einhalb und 14 Jahren geborgen werden. Da im Grabraum noch ein Teilskelett in seiner ursprünglichen Lage angetroffen wurde, darf vermutet werden, dass die Toten West-Ost-orientiert niedergelegt worden waren, wobei Schädelfragmente sowie Brust- und Halsschmuck aus der westlichen Kammerseite dafür sprechen, dass der Kopf der Toten meist im Westen zu liegen kam. Unter dem Fundmaterial befand sich ein Feuersteindolch, dessen Rohmaterial in Grand-Pressigny (Zentralfrankreich) gewonnen worden war. Neben



weiteren Feuersteingeräten und einigen Knochenartefakten konnten eine Gagatperle sowie zahlreiche Anhänger aus durchbohrten Tierzähnen geborgen werden. Die Beigabe von gelochten Tierzähnen in Form von Ketten oder als Kleiderbesatz wird gelegentlich in Zusammenhang mit Kindern oder Jugendlichen beobachtet. Vermutlich besaß der Schmuck Amulettcharakter oder Unheil abwehrende Funktion. Das aus der Jungsteinzeit stammende Fundmaterial rechtfertigt eine Datierung an den Beginn des dritten vorchristlichen Jahrtausends. Bereits bronzezeitlich datiert ein Kupfer- oder Bronzefund, der zeigt, dass die Grabkammer auch noch in der darauffolgenden Epoche zu Bestattungszwecken genutzt wurde.

### Großsteingräber jenseits des Rheins

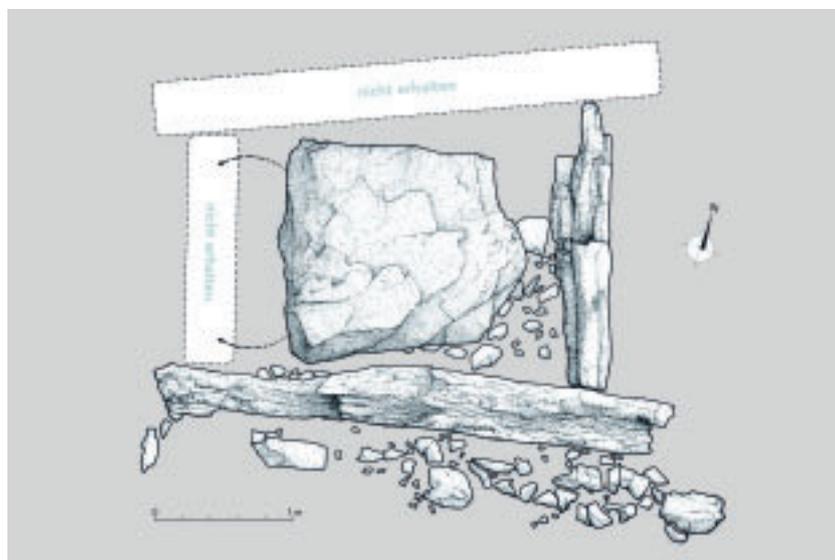
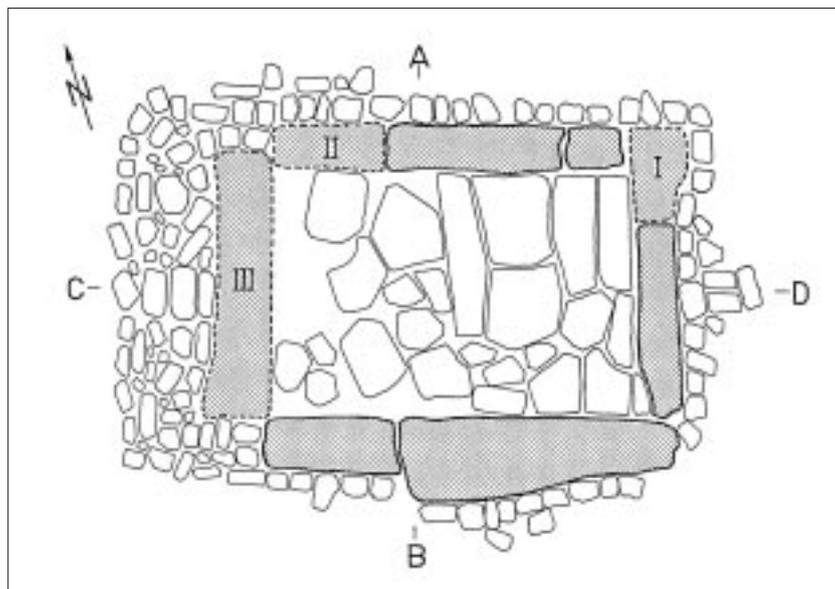
In Schwörstadt konnte erstmals in Südbaden ein Großstein- oder Megalithgrab archäologisch untersucht werden. Bereits einige Jahre zuvor, 1907 und 1909, hatten die Vettern Fritz und Paul Sarasin auf der anderen Rheinseite im Birstal, einem Nebental des Hochrheintales, im Gemeindewald von Aesch (Kt. Basel-Landschaft) ein vergleichbares Grab aufgedeckt (Abb. 3). Es handelte sich wie in Schwörstadt um einen einfachen Dolmen (Bretonisch für „Tisch aus Stein“), das heißt eine megalithische Grabkammer ohne Unterteilung des Innenraumes und ohne gesonderten, im Grundriss kenntlichen Zugang. Die rechteckige Grabanlage war etwa 4 m lang und 3 m breit. Die Kammer umgaben aufrecht stehende Wandsteine, deren gezackte Oberkanten dafür sprechen, dass sie gewaltsam abgeschlagen wurden. Der Kammerboden war wiederum mit Steinplatten ausgelegt und barg die Reste von mindestens 33 Erwachsenen und 14 Kindern. Unter einem Stein des Kammerbodens lagen verbrannte menschliche Knochen. Die wenigen Funde bestanden aus klei-

nen Feuersteinmessern, sechs Silex-Pfeilspitzen und zwei Silex-Abschlägen sowie sieben durchlocherten Tierzähnen, darunter ein Bäreneckzahn. Ein Knochenrondell könnte von einem trepanierten Schädel stammen. Neuere anthropologische Untersuchungen sehen die Gestalt des Knochens jedoch als Folge von Tierfraß. Der Ton der wenigen aufgefundenen Keramikscherben war stark mit Quarzkörnern versetzt. Außerhalb der Grabkammer entdeckte Flussgerölle waren ursprünglich geschäftet und wurden als Steinhämmer benutzt, mit denen die Steinplatten der Kammer zugearbeitet wurden. Wie die Grabanlage aus Schwörstadt wurde die Kammer in Aesch während der ersten Jahrhunderte des 3. Jahrtausends v. Chr. benutzt. Die Birs aufwärts sind aus Laufen (Kt. Basel-Landschaft) im Schweizer Jura zwei weitere Dolmengräber vergleichbarer Zeitstellung bekannt (Abb. 4). Die erste, 1946 von Alban Gerster in der Wahlenstraße freigelegte, leicht trapezförmige Grabkammer besaß zwei Wandplatten, die zwei kürzere Giebelplatten einfassten. Aus dem Kam-

2 Der „Heidenstein“ in Schwörstadt während der Ausgrabungen 1926.

3 Grundriss des Dolmengrabes in Aesch.

4 Grundriss von Dolmen 1 in Laufen.



5 Freilegung von Dolmen 2 in Laufen im Jahre 2000.



merinneren wurden Reste von mindestens 24 erwachsenen Individuen und acht Kindern geborgen, jedoch keine Grabbeigaben.

Im Jahre 2000 wurden bei Bauarbeiten 120 m südlich des ersten die Reste eines weiteren, vermutlich in römischer Zeit zerstörten Dolmens angetroffen (Abb. 5). Neben menschlichen Knochen zählen eine Pfeilspitze aus Feuerstein sowie mehrere als Steinhämmer genutzte Gerölle zum Fundmaterial.

#### Fundstellen am Schwarzwaldrand

Rechtsrheinisch konnten im Südschwarzwald am Rande des Wutachtals bei Wutöschingen-Deger nau (Kr. Waldshut) 1954 die Überreste eines weiteren Großsteingrabes geborgen werden (Abb. 6). Die Steine der abgebauten Grabkammer lagen

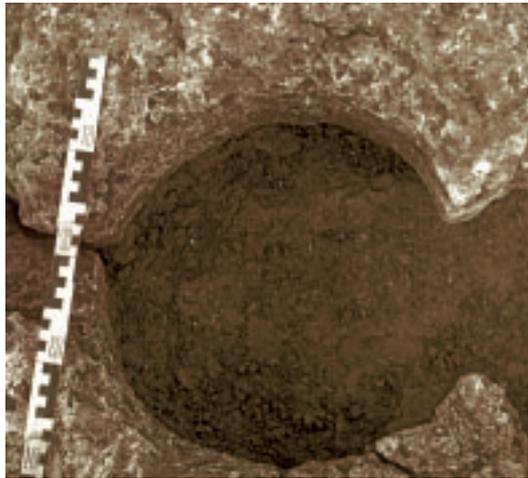
im Gewinn „Toter Mann“ unter 40 cm starkem Ackerhumus. Im Gegensatz zur vollständig erhaltenen Deckplatte waren die Wandsteine der Kammer zerbrochen. Die zusammengesetzten Fragmente zeigten, dass eine der Wandplatten – wie der „Heidenstein“ in Schwörstadt – eine kreisrunde Öffnung besaß (Abb. 7). In Deger nau war zudem ein passender zuckerhutförmiger Verschlussstein aus Kalktuff erhalten. Die Deponierung der Steinplatten erfolgte nicht am Grabplatz, weshalb auch kein weiteres Fundmaterial zutage kam. Bei einer 30 m westlich der Fundstelle angetroffenen Grube mit spätneolithischem Fundmaterial handelt es sich nicht, wie zunächst angenommen, um die zugehörige Grabgrube, sondern vermutlich um eine Siedlungsgrube. Bei einem im östlich benachbarten Gewinn „Bühlhölzle“ beobachteten und heute wieder aufgerichteten

6 Nachbau des Dolmengrabes aus Wutöschingen-Deger nau.



Monolithen könnte es sich um einen steinzeitlichen Menhir (Bretonisch: „maen“ – lang und „hir“ – Stein) handeln, worauf auch der ursprüngliche Name dieser Flur „Langer Stein“ hinweisen mag (Abb. 8).

1989 waren bei einem Sturm auf der Gemarkung der Dinkelberggemeinde Schopfheim-Wiechs (Kr. Lörrach) im Waldstück „Auf den Heidengräbern“ Bäume umgestürzt. Der zuständige Revierförster Helmut Bäckert erkannte, dass in einem Wurzelteiler zugearbeitete rechteckige Kalksteinplatten hingen, weshalb er die zuständige Denkmalschutzbehörde verständigte. Winfried Zwerneemann, Grabungstechniker bei der archäologischen Denkmalpflege in Freiburg, führte deshalb im selben und im darauffolgenden Jahr archäologische Untersuchungen vor Ort durch (Abb. 9). Es zeigte sich, dass rings um einen großen steinzeitlichen Grabhügel kleinere Hügel mit frühmittelalterlichen Steinplattengräbern angelegt worden waren. Der zentrale neolithische Befund war durch Bewuchs, moderne Eingriffe und umgestürzte Bäume stark gestört. Von einer Grabkammer waren keine Reste erhalten. Gleichwohl ist eine solche vorauszusetzen, da unverbrannte und verbrannte Reste von zahlreichen Individuen unterschiedlichen Alters geborgen wurden, die zu einer neolithischen Kollektivbestattung gehören. Der neolithische Kammerbau war mit einer stark steinhaltigen Hügel-schüttung überwölbt. Als Steinhämmer genutzte Flussgerölle sowie etliche Bruchstücke und Splitter solcher Gerölle sprechen für eine Zurichtung der Steinplatten zum Bau der Grabkammer oder der Steine für eine Hügelfassung an Ort und Stelle (Abb. 10a; 10b). Über den gesamten Grabhügel verstreut lagen einige Keramikbruchstücke, die zum Teil mit Handhaben versehen waren. Der Töpfer-ton der Gefäßscherben war gelegentlich mit-



7 „Seelenlochstein“ aus Wutöschingen-Degernau, 1954.

8 Freilegung des Menhirs „Langer Stein“ in Wutöschingen-Degernau 1954.

Quarzkörnern versetzt. Die Verteilung von Schädelresten und Anhängerschmuck deutet auf eine Ost-West orientierte Niederlegung der Toten mit Kopf im Osten hin. Pfeilspitzen aus Feuerstein (Abb. 11), Schmuckperlen und rund 50 durchlochte Tierzähne, darunter Stücke von Braunbär und Wildkatze, datieren das Fundensemble ebenfalls an den Beginn des 3. Jahrtausends v. Chr. (Abb. 12). Eine Keramikscherbe mit Stempelverzierung weist zudem darauf hin, dass während der frühen Eisenzeit mindestens ein weiteres Grab in das steinzeitliche Hügelmonument eingebracht wurde.

### Seelenloch – Ritualgeschirr – Menhir

Die Großsteingräber der Hochrheinregion haben ihren Ursprung in den bekannten Megalithbauten des Atlantikgebietes, die dort ab dem 5. Jahrtausend v. Chr. entstanden waren. Sie stellen weit östlich liegende Ausläufer dieses große Teile Europas einnehmenden Phänomens dar. Charakteristisch ist, dass die Gemeinschaften ihre Toten in einer

9 Schopfheim-Wiechs „Auf den Heidengräbern“. Nordhälfte des neolithischen Grabhügels während der Ausgrabungen 1990.





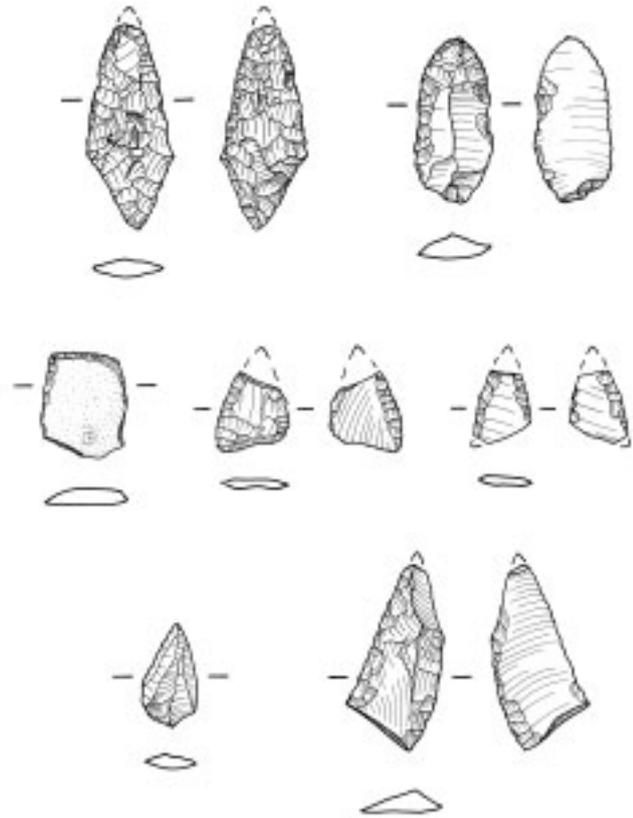
10 a+b Geröllhämmer aus dem steinzeitlichen Grabhügel bei Schopfheim-Wiechs „Auf den Heidengräbern“.

11 Feuersteinartefakte aus dem steinzeitlichen Grabhügel bei Schopfheim-Wiechs „Auf den Heidengräbern“.

Grabkammer bestatteten anstatt wie sonst üblich in Einzelgräbern, die sich zu ausgedehnten Friedhöfen gruppierten. Während die megalithischen Grabbauten andernorts häufig architektonisch gestaltete Zugänge besitzen, wurden die Toten in der Hochrheinregion, im angrenzenden Jura und in Ostfrankreich meist durch kreisrunde Öffnungen in den Wandsteinen in die Grabkammern gebracht. Diese Öffnungen werden nach einer neuzeitlichen Vorstellung auch als „Seelenlöcher“ bezeichnet, durch die die Seelen der Toten hätten entweichen sollen. Aufgrund der Kombination von einfachen Dolmen mit diesen „Seelenlochsteinen“ hat Egon Gersbach vergleichbare Grabbauten des Hochrheingebietes und des Jura als Dolmen vom Typ Schwörstadt-Aesch klassifiziert. Ganz generell gilt Beigabenarmut für mitteleuropäische Kollektivgräber als geradezu typisch. Während Beigaben, die einzelnen Individuen zuzuordnen sind, auch als persönliche Ausstattung verstanden werden, zeugen im Eingangsbereich der Grabanlagen angetroffene Keramikscherben von gemeinschaftlichen Ritualen der Hinterbliebenen am Grab.

Die als Teil der persönlichen Ausstattung anzusehenden Feuersteininventare einiger Megalithgräber entsprechen im Gesamtumfang etwa dem, was der zeitgleich lebende „Ötzi“ an Feuersteinwaffen und -geräten bei sich trug. Es dürfte sich also um Gegenstände handeln, die einem, höchstens zwei Individuen mit ins Grab gegeben wurden. Perlen sowie die häufig belegten durchbohrten Tierzähne komplettieren das Spektrum persönlicher Grabbeigaben.

Tongefäße werden im Grabraum nur selten vollständig angetroffen. Keramikscherben liegen dafür des Öfteren außerhalb der Grabkammern oder im Eingangsbereich der Gräber. Von megalithischen



Grabanlagen der vor allem in Nordhessen und Westfalen verbreiteten Wartbergkultur weiß man, dass das Tongeschirr bei rituellen Handlungen benutzt und anschließend zerschlagen wurde. Vermutlich handelt es sich auch bei unvollständigen Gefäßen aus dem Inneren der Gräber um Bruchstücke tönernen Geschirrs, das im Zuge solcher Bestattungsfeiern oder am Grabmonument abgehaltener Zeremonien verwendet und abschließend zerschert im Grabraum deponiert wurde. Im ausgehenden 4. und beginnenden 3. Jahrtausend v. Chr. finden mit den kollektiven Grablegen in megalithischen Kammerbauten vollständig neue



12 Durchlochte Tierzähne aus dem steinzeitlichen Grabhügel bei Schopfheim-Wiechs „Auf den Heidengräbern“.

Grab- und Bestattungssitten Eingang in die Ritualpraxis der steinzeitlichen Gemeinschaften. Neben der Grabarchitektur erstreckt sich das Megalithphänomen auch auf die Errichtung großer, aufrecht stehender Steinblöcke – so genannter Menhire. „Langer Stein“, „Großer Stein“, „Hunn“- oder „Hünenstein“ sind im Bereich des Hochrheintales, des Südschwarzwaldes und seiner Vorberge anzutreffende Gewannnamen. Nur in wenigen Fällen sind dort heute noch aufrecht stehende große Steine vorhanden, überwiegend sind diese der Überbauung oder landwirtschaftlichen Nutzung zum Opfer gefallen und zerstört. Meist bleibt auch der Ursprung solcher Steinmale im Dunkeln. Bei einigen handelt es sich um Monolithe, die zu mittelalterlichen Gerichtsstätten gehörten, andere wurden vermutlich von den eiszeitlichen Gletschern mitgeführt und verblieben am Ort, nachdem die Eismassen abgeschmolzen waren. Für einige der Steinblöcke jedoch ist anzunehmen, dass sie Zeugnisse der Megalithkultur sind (Abb. 13).

Die Bedeutung der Steinmonumente für die steinzeitlichen Menschen ist heute kaum mehr zu ermessen. Aus volkskundlichen Vergleichen weiß man, dass solche Steine, aufgestellt an weithin sichtbaren Orten, als Territorialmarkierungen dienen können. Andere Ansätze sehen in den Menhiren Denksteine, die an eine Person oder ein Ereignis erinnern sollten, die für die urgeschichtliche Gemeinschaft von großer Bedeutung war. Im Ursprungsgebiet der Megalithik stehen Menhire auch in Verbindung mit Grabmonumenten. Leider führten Steinraub und die Beseitigung solcher Denkmäler als Ackerhindernisse dazu, dass in Südbaden nur noch wenige Menhire bis heute überdauert haben, weshalb dem Schutz der wenigen verbliebenen Denkmäler besondere Aufmerksamkeit gelten sollte.

### Forschungsaufgaben

Die insgesamt schütterere Materialbasis lässt die Beantwortung wichtiger Fragen, die mit dem Auftreten des Megalithgedankens verbunden sind, heute noch nicht zu. So ist weitgehend unklar, über welchen Weg dieses Phänomen Eingang in die Hochrheinregion fand. Sowohl ein Einfluss aus Westen über die Burgundische Pforte ist denkbar, als auch ein von Süden kommender Impuls. Wie die an Flussläufe gebundene Verbreitung der Megalithgräber verdeutlicht, erfolgte ihre Ausbreitung entlang der großen Wasserwege und deren Nebentäler. Der Hochrhein als wichtige Ost-West-Achse verband das Oberrheingebiet mit dem Bodenseeraum und dem Voralpenland. Entlang dieses Korridors erfolgte der Austausch von Personen, Waren und Gedanken. Neue kulturelle Impulse



13 Menhir im Gewann „Kalte Waid“ in Schwörstadt-Dossenbach.

fanden auf diese Weise Eingang in die entlang des Flusses gelegenen Territorien. Nicht zu entscheiden ist bislang, ob eingewanderte Siedler die neuen Gedanken hierher mitbrachten oder ob die ansässige Bevölkerung diese Anregungen aufnahm und in ihre alltägliche Praxis integrierte. Dazu müssen künftig sowohl weitere Grabplätze als auch zugehörige Siedlungen archäologisch untersucht werden.

### Literatur

- W. Löhlein: Ein neolithischer Grabhügel mit Kollektivbestattung im Gewann „Auf den Heidengräbern“ bei Schopfheim-Wiechs (Kr. Lörrach). In Vorbereitung.
- A. Gerster-Giambonini: Das Dolmengrab von Laufen. *Helvetica Archaeologica* 13, 1982, S. 2–8.
- Eg. Gersbach: Zur Herkunft und Zeitstellung der einfachen Dolmen vom Typus Aesch-Schwörstadt. *Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte* 53, 1966/67, S. 15–28.
- E. Sangmeister/J. Schneider: Riesensteingrab und Menhir bei Degernau, Ldkrs. Waldshut. *Badische Fundberichte* 21, 1958, S. 90.
- Em. Gersbach: Der Heidenstein bei Niederschwörstadt. *Badische Fundberichte I*, 1925–1928, S. 97 ff.
- G. Kraft: Der Heidenstein bei Niederschwörstadt. *Badische Fundberichte I*, 1925–1928, S. 225 ff.
- F. Sarasin: Das steinzeitliche Dolmengrab bei Aesch unweit Basel. *Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel* 21, 1910, S. 266–289.

**Wolfgang Löhlein M.A.**  
Regierungspräsidium Freiburg  
Referat 26 – Denkmalpflege

### Glossar

#### Gagat

Fossiles Holz, das in Faulschlamm eingebettet war. Das schnitzbare Material wurde in prähistorischer Zeit zur Schmuckherstellung verwendet.

#### Silex

Auch als Feuerstein oder Flint bezeichnet; bevorzugter Werkstoff der Steinzeit. Das kieselensäurehaltige Gestein kommt in Form von Knollen oder Platten vor.

#### Trepanation

Öffnung des Schädels. Aus der Jungsteinzeit sind zahlreiche, durchaus erfolgreiche operative Eingriffe überliefert. Aus den Schädeln entfernte Knochenrondelle wurden durchbohrt als Amulette benutzt.

# Denkmalporträt



## Große Individualität trotz Verdichtung Reihen- und Terrassenhäuser der Siedlung „Im Schneider“ in Waiblingen-Neustadt

Am Südrand der Siedlung „Im Schneider“ entstanden 1971 bis 1972 neun dreigeschossige Reihenhäuser und 34 Terrassenhäuser (Trollingerweg 11–21 und 23–39) nach Entwürfen des Stuttgarter Architekturbüros Kammerer und Belz. Sie sind Teil der zweiten Bauphase der Siedlung „Im Schneider“, die das Büro 1965 bis 1968 im Auftrag der damals eigenständigen Gemeinde Neustadt plante. Entwurfsziel der beiden Professoren der Universität Stuttgart Hans Kammerer und Walter Belz war es, die einförmige und platzraubende Bebauung von Neustadt durch freistehende Einzelhäuser zu durchbrechen und dennoch Einfamilienhäusern vergleichbare private Freiräume anzubieten.

Die Reihenhäuser (Nr. 23–39) entstanden 1971 im Auftrag der Siedlungsgenossenschaft Neustadt vor allem für die Mitarbeiter des Büros Josef Greitzke, Klaus Hallermann, Eberhard Munz und Roland Wittich, die zugleich auch ausführende Architekten waren. Von einem Vorplatz mit Sammelgaragen aus erschlossen, gruppieren sich am Südhang leicht versetzt fünf und vier Reihenhäuser. Gestaltgebend für die Flachdachbauten sind die für das Büro typische graue Eternitverkleidung, dunkle Holzpartien an Fenstern, Wandflächen und Terrassenbrüstungen sowie Farbakzente an Türen (rostrote Haustür, blaue Vorgartentür). Zwischen

die weißen, gemauerten Scheiben aus Kalksandstein wurden Holzleimbinder mit Holzdecken und -dächern eingespannt. Die drei halbgeschossig versetzten Wohnebenen (split-level) passen sich der starken Neigung des Geländes an. Das zentrale, quer zur Hauptachse gelegene offene Treppenhaus ermöglicht Durchblicke vom tiefer liegenden Wohnraum mit offenem Kamin zum Essplatz auf der Eingangsebene und von dort zu den Kinderzimmern im Obergeschoss. Ein Oberlicht im Treppenhaus belichtet sämtliche Ebenen indirekt. Vielfältige private Freiräume sind angelegt: im Untergeschoss ein Gartenhof zwischen den gemauerten Scheiben aus Kalksandstein, darüber eine große Terrasse und vor allen Schlafzimmern Balkone. Terrasse und Gartenhof sind über eine Außentreppe miteinander verbunden. Trotz der Verdichtung sind die einzelnen Häuser klar voneinander getrennt, die Wohnräume jedoch sind durch den offenen Grundriss eng verzahnt. Die Terrassenhäuser (Nr. 11–21) mit Flachdach entstanden 1972 im Auftrag von Wohnbau Pfeleiderer östlich der Reihenhäuser. Die Planbearbeiter des Büros Kammerer und Belz waren Klaus Kucher, Josef Greitzke und Klaus Zimmermann. Die Bauausführung lag beim Architekten Hans Staiger. Von insgesamt 34 winkelförmigen Terrassenwohnungen sind je vier bis sieben in Reihe gestaffelt an-

geordnet und spannungsvoll in den Südhang eingebunden. Ein durchdachtes Erschließungssystem verbindet gekonnt Treppen und Podeste und ermöglicht eine gesonderte Zugangs- und Eingangssituation für jede Wohnung. Aus der Ferne betrachtet wirken die Terrassenhäuser wie eine Großskulptur. Zudem verfügt die Anlage über ein differenziertes System von Freiräumen. Zu jeder Wohnung gehört eine großzügige, teilweise überdachte Terrasse, ergänzt durch einen kleinen Gemüsegarten und eine Wirtschaftsterrasse. Breite Pflanztröge schirmen die große Terrasse von den darüber beziehungsweise darunter gelegenen Wohnungen ab. Alle Wohn- und Schlafräume öffnen sich mit großzügigen Fensterflächen zur kaum einsehbaren Terrasse, die Küche wird von der Zugangsseite aus belichtet und die Wirtschaftsräume sind in den Hang geschoben. Bei den obersten Wohnungen sind die Wirtschaftsräume in das Untergeschoss verlegt. Dem damaligen Wohnkomfort entsprechend wurde eine Fußbodenheizung gewählt. Garagen und Tiefgaragen sind jeweils an den Kopfenden einer Reihe und in das Gesamtkonzept eingebunden. Das gelungene Spiel mit Staffelungen in Höhe und Tiefe ermöglicht die große Individualität jeder Wohneinheit trotz der Verdichtung. Ergänzt wird dies durch den hohen architektonischen Anspruch, der sich auch in der durchdachten Verwendung von Farben und Materialien ausdrückt. Bestimmend für die Wohnanlage und kennzeichnend für die 1970er Jahre ist der dunkle Eternit, der durch die weißen Holzfensterrahmen und Vordächer, den schalungsrauen Beton der Treppenanlage und das Grün der Koniferen auf den Terrassen belebt wird. Lampen, Geländer und Wasserspeier sind Teile des Gesamtkonzeptes. Bei der zeitgleich ausgeführten Reihe der Hausnummern 17/1 bis 17/6 war die Kreisbaugesellschaft Waiblingen Bauherrin. Hier sind die Fensterrahmen dunkel, Terrassenbrüstungen oder Vordächer hell und die Treppenerschließung schlichter gestaltet.

Die Reihen- und Terrassenhäuser der Siedlung „Im Schneider“ sind wichtige architekturhistorische Dokumente für das gehobene Wohnen im verdichteten Wohnungsbau und beispielhaft für die Umsetzung der Planungsidee der Siedlungserweiterung „Im Schneider“. Der hohe Wohnwert der funktional und großzügig gestalteten Wohnungsgrundrisse wird durch die Anpassung an die Topografie und die Abgeschlossenheit der einzelnen Wohneinheiten erreicht. Das Entwurfziel der Trennung der Fuß- und Wohnwege von den Straßen ist bei der Erschließung der Häuser vorbildlich gelungen. Über die gestalterische Einheit hinaus verfügen beide Bebauungsvarianten im Hinblick auf die Verbindung von halböffentlichen und privaten Freiräumen über eine eigene Identität.

Dies zeigt sich überdies in der bis ins Detail qualitativollen Gestaltung. Kammerer und Belz präsentieren mit den Reihen- und Terrassenhäusern in Waiblingen-Neustadt zwei planerische Möglichkeiten für eine hochwertige Verdichtung.

## Hinweis

Die Erfassung der Reihen- und Terrassenhäuser der Siedlung „Im Schneider“ erfolgte im Rahmen des Inventarisationsprojektes Verdichtete Siedlungen der 1960er und 1970er Jahre im Regierungsbezirk Stuttgart. Das Projekt wurde in Heft 2/2011 des Nachrichtenblattes der Landesdenkmalpflege vorgestellt.

**Dr. Simone Meyder**  
Regierungspräsidium Stuttgart  
Landesamt für Denkmalpflege

1 Reihenhäuser,  
Trollingerweg 23–39.

2 Lageplan.



# Denkmalporträt



## „Vom Eise befreit...“ Der alte Eisbrecher von Edingen (Rhein-Neckar-Kreis)

Schon immer mussten sich Menschen, die an Flüssen lebten, mit der Hochwassergefahr auseinandersetzen. Auch der Neckar trat über die Ufer und verlegte sein Bett in vergangener Zeit immer wieder, was noch an alten Flussrinnen im Gelände zu erkennen ist. Erst mit der Kanalisierung und dem damit verbundenen Bau von Staustufen in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts wurde der Neckar beruhigt und die Gefahr gebannt. Doch wie sah das vor der Kanalisierung aus, waren Hochwasserschutzmaßnahmen nötig, und wenn ja, wie versuchte man in Edingen der Gefahr wirksam zu begegnen?

Am Neckar in Edingen ragen die Reste einer ehemals gewaltigen zweiteiligen, über 2 m hohen Trockensteinmauer aus schweren Sandsteinblöcken bastionsartig in den Fluss (Abb. 1). Bereits auf den Karten des Gemarkungsatlas aus den Jahren 1874 bis 1889 ist ein Steinbollwerk mit etwa je 30 m Schenkellänge eingezeichnet, unmittelbar an die Grundstücke zum Neckar anschließend (Abb. 2). Welche verheerenden Zerstörungen der Neckar anrichten konnte, zeigte die vielleicht größte Naturkatastrophe, die bis dahin in Edingen dokumentiert worden war: der Eisgang des Frühjahrs

1784. Den Nachbarort Neckarhausen, weiter flussabwärts gelegen, traf es dabei besonders hart. Hier waren 13 Tote und ein Sachschaden von über 56 000 Gulden zu beklagen, eine immense Summe für damalige Verhältnisse. Über 200 Personen aus Neckarhausen fanden in Edingen eine Notaufnahme, denn niemand hatte an die von Wieblingen „wie ein lebendiges Gebirge aufgetürmten“ und herannahenden Eismassen geglaubt. Später wurden zwischen den Ruinen noch Eisblöcke von bis zu 7,50 m Größe gefunden. In Edingen waren glücklicherweise weit weniger Schäden entstanden, lediglich ein Haus und zwei Scheunen wurden zerstört und das Castellische Sommerlusthaus mit Garten beschädigt und überschwemmt. Weshalb Edingen weit weniger von den Zerstörungen betroffen war, lässt sich nicht mit letzter Sicherheit sagen, doch werden die Hochwasserschutzmaßnahmen der vorangegangenen Jahrzehnte einen entscheidenden Einfluss darauf gehabt haben. Denn schon im frühen 18. Jahrhundert gab es erste Bemühungen, den Uferbereich des Neckars mit so genannten Krippen, das heißt mit Dämmen zur Ablenkung der Strömungsrichtung des Neckars zu sichern. Doch machte die Finanzierung er-

hebliche Schwierigkeiten. 1740 verfasste der französische Ingenieur Regemorte auf kurfürstlichen Befehl nach dem Hochwasser desselben Jahres ein Gutachten, wobei die verursachten Schäden zwischen Mannheim und Edingen aufgeführt und Lösungsvorschläge zu deren Verhinderung gemacht wurden. Über die Kosten und die Umsetzung der Vorschläge war man sich jedoch nicht einig, sodass erst 1741 zwei von vier geplanten Krippen aus Holz und Faschinen (Rutenbündel) zum Uferschutz errichtet wurden. Doch schon zwei Jahre später kritisierte der vom Oberamt zum Bericht aufgeforderte Heidelberger Steinhauermeister Kunzelmann diese teuren und wenig beständigen Schutzmaßnahmen und favorisierte stattdessen, ähnlich wie in Seckenheim, Mauern von großen Quadersteinen zu errichten.

Mit der Ernennung von J.A. Dyckerhoff zum „Wasserbau- und Krippeninspekteur“ kamen die Arbeiten wieder vollends zum Erliegen, denn er war ein Befürworter der Schutzmaßnahmen aus Holz und Faschinen. In der Zwischenzeit ließen aber die Eisgänge von 1750 und 1753 keinen Zweifel daran, dass sofortige und nachhaltige Schutzmaßnahmen dringend erforderlich waren. Auf Druck der Einwohner von Edingen mussten daraufhin zwei hölzerne Eisbrecher gebaut werden, von deren Zerstörung jedoch schon 1757 berichtet wurde. Im September 1762 sah man sich gezwungen, endlich die zunächst heftig umstrittenen, aber weitaus haltbareren steinernen Hochwasser- und Eisgangschutzmaßnahmen von Regemort und Kunzelmann wieder aufzugreifen und die hölzernen Bauten zu ersetzen. Das Unternehmen konnte jedoch nur realisiert werden, weil Kurfürst Karl Friedrich von Baden ein Drittel der Kosten als Zuschuss aus der Generallandeskasse bezahlte. Mit Sicherheit lässt sich der heute in diesem Bereich vorhandene und als Eisbrecher bekannte mächtige Steinkeil erst auf den Karten des



Gemarkungsatlas in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nachweisen. Möglicherweise war ein Eisbrecher, wie im Zusammenhang mit dem schweren Eisgang des Jahres 1784 beschrieben, hier aber schon früher vorhanden, wie die Entwurfszeichnungen für einen Hochwasser- und Eisgangschutz aus den 1740er Jahren nahelegen. Der Eisbrecher von Edingen ist daher wohl das älteste Kulturdenkmal zum Uferschutz am Neckar und nicht erst Ergebnis der Neckarkanalisation aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

1 Ausschnitt von Edingen mit Eisbrecher, Gemarkungsatlas 1774 bis 1798 (StVA Heidelberg).

**Dr. Antje Gillich**  
Regierungspräsidium Karlsruhe  
Referat 26 – Denkmalpflege

# Denkmalporträt



## Der Westwall (3) Die Flugabwehrstellung Hornisgrinde (Ortenaukreis)

Die Luftverteidigungszone West (LVZ-West) ist ein Bestandteil der zwischen 1935 und 1945 errichteten Westbefestigungen, die bis heute „Westwall“ genannt werden. Weiter im Osten, bis zu 40 km hinter den ersten Bodenhindernissen gelegen, sollten durch Flugabwehrstellungen feindliche Flugzeuge am Eindringen in das Landesinnere gehindert beziehungsweise in die Höhe gezwungen werden. Die dort stationierten Soldaten sollten sich aber auch gegen Bodenangriffe verteidigen können. Im Frühjahr 1938 befasste sich die Luftwaffe erstmals mit der Planung eines Luftabwehrgürtels, der von Jülich bis Speyer verlaufen sollte. Ein Schwerpunkt lag im Bereich Mosel-Rhein, wo die ersten Bauarbeiten begannen. Am 12. November 1938 wurde die Erweiterung des nun „Luftverteidigungszone West“ genannten Kordons beschlossen, der jetzt vom Ruhrgebiet bis zum Bodensee reichen sollte. Mit dem Bau dieser Erweiterung wollte man am 1. März 1939 beginnen und schon zum 1. November 1939 fertig sein. Realität ist aber, dass der Ausbau der LVZ-West weit hinter den Planungen stecken blieb. Glaubt man einer armeeinternen Erhebung von 1943, so existierten damals jedoch 1735 Bunker. Nach Kriegsende dienten zahlreiche Gebäude der Stellungen zunächst als alliierte Trup-

penunterkünfte oder wurden durch Sprengungen systematisch unbrauchbar gemacht. Seit 1957 wurden viele Anlagen auf Grundlage des damals verabschiedeten „Allgemeinen Kriegsfolgengesetzes“ beseitigt. In Baden-Württemberg haben sich noch etwa 150 Bauwerke der LVZ-West erhalten, sie stehen, wie alle Anlagen der Westbefestigungen in Baden-Württemberg, seit 2005 unter Denkmalschutz (vgl. Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 39/4, 2010, S. 247–252).

Rund um die strategisch wichtige Hornisgrinde, mit 1164 m der höchste Berg des Nordschwarzwaldes, entstanden zwischen Sand und Alexanderschanze sechs Flugabwehr- und vier Bodenverteidigungsstellungen. Sie sollten – im Gegensatz zu den Stellungen weiter ostwärts, die sich außerhalb des Gebirges befanden – nicht vollständig aus betonierten Bauwerken bestehen. Bereits um 1840 wurde auf dem Berg ein 7 m hoher Turm gebaut, der der Landesvermessung diente. Der große Aussichtsturm, 1910 auf Initiative des Badischen Schwarzwaldvereins errichtet, diente dann im Ersten Weltkrieg als militärischer Ausguck. Erst 1939 machte die Luftwaffe den Berggipfel zum militärischen Sperrgebiet und errichtete hier Anlagen zur Luftraumüberwachung und eine

schwere Flugabwehrstellung. Nach Kriegsende wurde das Sperrgebiet durch die französischen Streitkräfte übernommen, die den Gipfel bis 1999 nutzten. Bereits seit 1997 durfte der Berg jedoch schon wieder öffentlich betreten werden.

Die Flugabwehrstellung „Hornisgrinde“ war eine Stellung im „Teilausbau“, das heißt nicht alle Bauten erhielten Betonschutz. Zwar haben nicht alle Teile der Stellung überdauert, doch lässt sich der Funktionszusammenhang der aus militärbautechnisch standardisierten Bauten bestehenden Anlage noch recht gut erschließen: Sie bestand aus zwei Befehlsstellen und vier „Bettungen“, das sind eingetiefe und als Achtecke befestigte, oben offene Plattformen, in die die mobilen Flugabwehrgeschütze hinein- und hinausgezogen werden konnten. Zu diesen Stellungen gehörten, der exponierten Lage geschuldet, zwei massive Wasserbehälter aus Beton zur Versorgung des Personals, jeweils ein Wachgebäude im Süden und im Norden, nördlich und östlich der Batterie baute man jeweils einen erdversenkten Bunker für das Geschützpersonal. Einige „Bettungen“ sind trotz teilweiser Sprengung und extremer Witterung gut erhalten geblieben, sie wurden 2004 allerdings mit Erde überdeckt. Ihr Standort ist jedoch weiterhin gut erkennbar, wie auch die Zufahrtswege in die Bettungen, die sich im Hochmoor gut abzeichnen. Die ungesprengt erhaltene „Befehlsstelle II“ ist das wohl einzige in Baden-Württemberg bekannte Bauwerk seines Typs.

**Dipl.-Ing.(FH) Friedrich Wein**  
Seeblickstraße 6  
72160 Horb-Grünmettstetten



#### Literatur

Friedrich, Felix und Florian Wein: Die Luftverteidigungszone West zwischen Nagold, Neckar und Schwarzwald. Königsfeld 2010.

Dies.: Hornisgrinde. Die Wehrgeschichte eines Schwarzwaldberges. Königsfeld 2009.

#### Praktischer Hinweis

Infos zur Besichtigung der Flugabwehrstellung sowie des französischen Kommandobunkers auf der Hornisgrinde: Tourist-Information Seebach [www.seebach.de](http://www.seebach.de)

*1 Sockel für den Entfernungsmesser der Befehlsstelle II.*



*2 Vom Bismarckturm zum Aussichtsturm: Vorne die Befehlsstelle, in der Mitte eine Geschützbettung, dann der Hubschrauberlandeplatz der französischen Streitkräfte.*

# Ortstermin



## Wir können auch braune Schilder Wallfahrtskirche Maria Bickesheim (Lkr. Rastatt)

Seit einigen Monaten befindet sich an der Autobahn A 5 bei Rastatt ein neues „braunes Schild“ mit dem Hinweis auf die Wallfahrtskirche Maria Bickesheim in Durmersheim. Mitte der 1970er Jahre in Frankreich eingeführt, gibt es in Deutschland seit 1984 Schilder dieser Art, die im Amtsdeutsch „Unterrichtungstafel über Landschaften und Sehenswürdigkeiten“ heißen. Das braune Reflektorschild mit der abstrakten Grafik des Kirchenbaus und den klaren Lettern folgt den Vorgaben aus dem Bundesamt für Verkehr: Obligatorisch ist das strenge Braun-Weiß mit zwei Dritteln Braunanteil. Und beliebig vermehren dürfen sich die Tafeln nicht: Zwischen den Anschlussstellen können nicht mehr als zwei Schilder aufgepflanzt werden. Angesichts dieser Vorgaben wurde es im Fall Bickesheim bereits eng. Nach der zuständigen Höheren Straßenverkehrsbehörde kam aufgrund der schon hohen Schilderdichte lediglich der jetzige Standort zwischen Rastatt-Süd und Rastatt-Nord und dies auch nur in nördlicher Fahrtrichtung in Frage. Die Höhere Straßenverkehrsbehörde hatte auf Nachfrage vom Referat Denkmalpflege, beide im Regierungspräsidium Karlsruhe, ein positives Gutachten zur kulturhistorischen Stellung von Bi-

ckesheim in der Region erhalten. Nach Zustimmung des Verkehrsministeriums konnte die Hinweistafel im Sommer 2010 installiert werden, die Kosten trug die Gemeinde Durmersheim.

Das neue Autobahnschild weist nun die Autofahrer auf das kunst- und landesgeschichtlich bedeutsame Gotteshaus hin: Die herrschaftsgeschichtliche Bedeutung der Kirche wird bereits am Kirchenpatron, dem seligen Markgrafen Bernhard II. von Baden (1428–1448), deutlich, von dem einige Reliquien zum Kirchenschatz gehören. Vor fünf Jahren fand unter fachlicher und finanzieller Beteiligung der Denkmalpflege eine aufwendige, mehrjährige Sanierung des Äußeren und Inneren der Kirche ihren Abschluss. Dabei konnten auch die Altäre und Wandmalereien restauriert werden.

In der gotischen Katherinenkapelle befinden sich außergewöhnlich wertvolle Wandmalereien, die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstanden sind. Hier sind Szenen aus dem Leben Jesu und Mariä zu bewundern. Lange unter Putz verborgen und vergessen, wurden die qualitätvollen Maleien 1872 entdeckt und im Auftrag des badischen Großherzogs Friedrich II. 1908 endgültig freige-

legt. Die Kapelle, heute Teil der Kirche, war bereits Mitte des 13. Jahrhunderts im Auftrag von Markgraf Rudolf I. von Baden (1243–1288) und seiner Frau Kunigunde von Eberstein (gest. 1284) entstanden. Das zentrale Ostfenster enthält das älteste an seinem ursprünglichen Ort noch erhaltene gotische Glasgemälde der Region, eine Muttergottes mit Kind (um 1300). In der Kanzelsäule von 1280 befindet sich die wohl älteste Darstellung des badischen Wappens überhaupt. Im Jahre 1683 wurde über große Wallfahrten zu dem wunder tätigen Muttergottesbild von Bickesheim berichtet, die unter der aktiven Förderung der katholischen Markgrafen von Baden-Baden zur Blüte kamen. Der barocke Hochaltar von 1737 ist eine Stiftung des Markgrafen Ludwig Georg von Baden, der den würdigen Rahmen für das hier ver ehrte, wohl 700 Jahre alte Gnadenbild der Mut-

tergottes bildet. Heute ist außerhalb der Wallfahrt aus Sicherheitsgründen eine gute Kopie des Kultbildes zu sehen. Von 1920 bis 2010 war die Kirche auch Klosterkirche des Redemptoristenordens, der in einem 1924 errichteten Gebäude bei der Kirche untergebracht war. Auf einer großen Wallfahrt am 9. September 2010, an der über 1000 Menschen teilnahmen, verabschiedeten sich die Brüder aus Bickesheim.

#### Praktischer Hinweis

Die Kirche ist zu den üblichen Zeiten geöffnet.  
[www.maria-bickesheim.de](http://www.maria-bickesheim.de)

#### *Dr. Clemens Kieser*

*Regierungspräsidium Karlsruhe  
Referat 26 – Denkmalpflege*



1 Bickesheim,  
Katherinenkapelle,  
Wandmalereien.

# Ortstermin



## Alle Neune! Die Rettung der Holzkegelbahn in Salem-Weildorf (Bodenseekreis)

Am nördlichen Ortsausgang Weildorfs in Richtung Heiligenberg liegt am Hangenbach der stattliche Gasthof Adler – ehemals ein Zentrum des dörflichen Lebens, seit Jahren nicht mehr in Betrieb. Zu der Hofanlage gehören das zweigeschossige Gasthaus, ein heute verputzter Fachwerkbau aus der Zeit um 1700 mit großem Tanzsaal im Obergeschoss, und mehrere Nebengebäude aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: ein Wohnspeicher, eine Brennerei mit Schweinestall, eine große Stallscheuer als nördlicher Abschluss des Hofes. Ende des 19. Jahrhunderts hatte der Adlerwirt in die Anlage einer Brauerei investiert: Südlich des Baches entstanden große Backsteinbauten für die Adler-Brauerei, von denen heute nur noch der nahezu fensterlose Eiskeller und der Schornstein des einstigen Sudhauses erhalten sind. Als Ergänzung der Brauereiwirtschaft und zusätzliche Sommerattraktion legte der damalige Adlerwirt einen mit Kastanien bestandenen Biergarten mit Trinkhalle und hölzerner Kegelbahn an.

Um 1900 bauten viele Wirte eine eigene Kegelbahn, um die Attraktivität ihrer Gasthäuser zu er-

höhen, denn das Kegeln war ein in allen Kreisen beliebtes Vergnügen. Da es sich in der Regel um einfache Holzkonstruktionen handelte, haben nur wenige Exemplare bis in unsere Zeit überdauert. Auch die Kegelbahn in Weildorf war seit vielen Jahren ein Sorgenkind der Denkmalpflege – ohne Nutzung schien sie dem Verfall preisgegeben. Dabei handelt es sich bei der Weildorfer Kegelbahn um ein besonders reizvolles Exemplar dieser inzwischen selten gewordenen Gattung. Der langgestreckte Baukörper, eine Fachwerkkonstruktion mit Bretterwänden, besteht aus einem um 1900 errichteten schopffartigen Satteldachbau als Trinkhalle, in den die Kegelbahn mit Kugelfang und Kugelbahn integriert ist. Sie wurde etwa fünf Jahre später mit einem etwas niedrigeren Anbau nach Norden verlängert. Am Erweiterungsteil kamen Elemente des „Schweizer Stils“ zur Anwendung: Die Hölzer waren in Ocker gefasst, die konstruktiven Teile mit hellem, die Brettbaluster mit rotem Randstrich gerahmt. Eine Reihe von dreipassähnlichen Laubsägeelementen zierte den First. Eine kleine Brücke mit gusseisernem Geländer führte



1 Der Kernbau von 1901, eine Trinkhalle mit integrierter Kegelbahn, wurde um 1905 mit einem schmaleren und niedrigeren Anbau um 10 m auf eine Gesamtlänge von etwa 25 m erweitert. Hinter der Kegelbahn die hohen Kastanien des Biergartens.

über den Hangenbach vom Gasthof zum Biergarten und vervollständigt das einladende, durchaus repräsentative Gesamtbild.

Im Jahr 2009 bot sich für die Gemeinde Salem die Gelegenheit, mit Mitteln aus dem Zukunftsinvestitionsprogramm des Bundes den ehemaligen Biergarten mit der fast verfallenen Kegelbahn zu erwerben und als Mittelpunkt eines neuen Weildorfer Dorfplatzes mit den alten Kastanien und dem bauzeitlichen Steg wieder instand zu setzen.

Die Holzkegelbahn hatte zwar großen Schaden genommen. Dennoch war es den in der Denkmalpflege erfahrenen Zimmerleuten möglich, nach vorsichtigem Rückbau vergleichsweise viele Elemente der ursprünglichen Anlage beim Aufbau auf neuem Fundament wiederzuverwenden. Fehlende Teile wurden nach historischer Vorgabe ergänzt. Die mit Altmaterial vervollständigte Biber-schwanzdeckung konnte wieder genutzt werden. Mit Kegelbahn und Biergarten wurde ein wichtiger Bestandteil des Kulturdenkmals Gasthof Adler und des historischen Ortsbildes gerettet – ein seltenes Zeugnis vergangenen dörflichen Lebens, das für zukünftiges dörfliches Leben den passenden Rahmen bieten wird. Es bleibt zu wünschen, dass sich auch für den Eiskeller noch eine denkmalgerechte Nutzung findet. Gut Holz!

**Martina Goerlich**  
Regierungspräsidium Tübingen  
Referat 26 – Denkmalpflege



2 An Ruhetagen sichert eine verschlossene Tür das hintere Ende der Kegelbahn mit ihrem Kugelfang, rechts der Kugelrücklauf, links die Trinkhalle mit Durchreiche zum Ausschank. Gut ablesbar der zweite Bauabschnitt: der jüngere Anbau mit seinen nach Befund farbig gefassten Hölzern.

# Ortstermin



## „Posselts-Lust“ Aussichtsturm im Heidelberger Stadtwald

Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden Waldgebiete in der Hauptsache wirtschaftlich genutzt, also zur Jagd, Holzgewinnung und als Viehweide. Erst danach erkannte man darin auch einen Ort der Erholung und Besinnung. In der Folge begann man, Landschaft gezielt zu gestalten und mit Denkmälern sowie Lustgebäuden zu bestücken. Ein solches Bauwerk ist der nach seinem Stifter benannte Aussichtsturm Posselts-Lust im Heidelberger Stadtwald. Prof. Dr. Louis Posselt hatte 1880 in seinem Testament festgelegt: „Zur Erbauung eines Aussichts-Thürmchens und Lusthäuschens bestimme ich: dasselbe soll am Waldessaume in der Nähe des von den 3 Eichen auf das Kohlhöfer Feld mündenden Wegs erbaut werden, wo man die freie Aussicht auf das ganze Hinterland hat. Das Häuschen soll ebenso solid als dauerhaft und geschmackvoll ausfallen, so dass es ein gesuchter Platz für Picknicks und für heitere Geselligkeit werden möge.“

Der 1817 geborene Posselt entstammte einer altingesessenen, gut situierten Heidelberger Familie. Im Laufe des politischen Geschehens um 1848 stellte er sich auf die Seite der Badischen Revolution, sodass er nach deren Scheitern für rund 10 Jahre nach Mexiko ins Exil ging. Dort war der ge-

lernte Pharmazeut als Minensachverständiger tätig. Zurück in Heidelberg wurde er 1860 zum Professor für Pharmazie berufen. Wie schon sein Vater wurde auch er Mitglied des Stadtrats.

Die Pläne für den in rotem Sandstein errichteten Aussichtsturm lieferte der Heidelberger Stadtbaumeister Gustav Schaber. In der Umgebung des Bauwerks legte der langjährige Oberforstmeister Friedrich Obermeyer einen „kleinen Park mit in- und ausländischen Holzarten und andern Gewächsen, einer Fontaine, einer Grotte und einem kleinen Teiche“ an (Heidelberger Zeitung 1899). Während von Parkanlage und Wasserspielen heute kaum mehr Zeugnisse erkennbar sind, blieb das Gebäude, das zum einjährigen Todestag seines Stifters am 21. August 1881 mit einem Festakt eingeweiht wurde, weitgehend unverändert erhalten. Durch eine Vorhalle, die sich mit drei Rundbögen zur Talseite hin öffnet, betritt der Besucher den 15 m hohen Rundturm. Über eine Wendeltreppe in dessen Innerem erreicht man sowohl die Terrasse auf dem Flachdach der Loggia als auch die eigentliche Plattform auf dem Turm selbst. Beide Aussichtspunkte sind durch Brüstungen aus stehenden Sandsteinplatten mit schlüssellochförmigen Zieröffnungen gesichert.

Während ein steinerner Tisch sich noch heute in der Vorhalle befindet, sind die dort ehemals vorhandenen Steinbänke verloren. Letzteres trifft auch auf die marmornen Inschriftentafeln zu, die über dem Zugang zur Halle und dem Eingang zum Turm hingen. Auf beiden las man „Dem Stifter dieses Lusthauses, Stadtrat Prof. Dr. Louis Posselt. Seine dankbare Vaterstadt Heidelberg, 21. August 1881“ (Heidelberger Zeitung 1881). Erhalten hat sich hiervon nur die Trägerplatte aus Sandstein innerhalb der Vorhalle. Eine dritte Tafel, die sich noch heute an der Brüstung der Terrasse befindet, nennt den Namen des Bauwerks „Posselts-Lust“.

Der verwendete Neckartäler Sandstein weist eine relativ gute Qualität auf, weshalb sich die Schäden am Bau in der Hauptsache auf pflanzlichen Bewuchs, offene Fugen, Schalenbildung sowie Abplatzungen durch rostende Eisenklammern beschränkten. Die Vorhallendecke – eine bereits aus jüngerer Zeit stammende Betonkonstruktion – hatte durch eindringendes Wasser massiv gelitten. Darüber hinaus stellte die durch Streugut und falsche Mörtel verursachte Salzbelastung ein Problem dar. Sollte die Posselts-Lust erhalten bleiben und weiterhin für Besucher zu begehen sein, bestand für die Stadt als Eigentümer dringender Handlungsbedarf.

Da es von dem Bauwerk keine genauen Planunterlagen gab, ließ die Stadt vor Beginn der Sanierung ein Aufmaß anfertigen. In diese Pläne zeichnete das beauftragte Birkenauer Architekturbüro anschließend alle vorhandenen Schäden ein, was zur Konzeptfindung ebenso diente wie für die Massen- und damit Kostenermittlung. Ziel der Sanierung war neben der Sicherung der historischen Originalsubstanz die grundsätzliche Verbesserung der Wasserableitung. Dafür wurde der gesamte Pflanzen- und Algenbewuchs manuell sowie behutsam mithilfe von Heißdampf entfernt. Ein benachbarter Baum hatte den nordöstlichen Pfeiler der Vorhalle allerdings derart gravierend beeinträchtigt, dass dieser zur Wurzelentfernung ab- und anschließend wieder neu aufgebaut und verankert werden musste.

Im Zuge der anschließenden Steinsanierung wurden aufstehende Schalen verklebt und Fehlstellen durch Vierungen ergänzt. Wo dies nicht mehr möglich war, ersetzte man die Originalsteine durch werkgleiche Stücke. Partiiell – so beispielsweise an den Trägerplatten der ehemaligen Inschriftentafeln – wurden dem Stein die Salze entzogen. Schadhafte Fugen kratzte man ebenso wie die in

jüngerer Zeit mit einem für den umgebenden Stein viel zu hart eingestellten Zementmörtel verfüllten aus und schloss sie neu. Dabei kam ein hydraulisch eingestellter Kalkmörtel zum Einsatz. Die vorhandenen, stark korrodierten Eisenklammern wurden gegen solche aus rostfreiem Edelstahl getauscht und im Stein nach historischer Tradition eingeleit. Die bestehende Betondecke über der Vorhalle erwies sich als nicht sanierungsfähig und wurde deshalb gegen eine neue Konstruktion ersetzt, deren mit Gussasphalt abgedichtete Oberfläche eine deutlich bessere Entwässerung gewährleistet. Inzwischen konnte die Maßnahme, die von der Landesdenkmalpflege und der Deutschen Stiftung Denkmalschutz finanziell unterstützt wurde, abgeschlossen werden und die „Posselts-Lust“ erlaubt es dem Wanderer wieder, sicher den großartigen Rundblick über die Kraichgaulandschaft zu genießen – ganz im Sinne ihres Stifters.

### Praktischer Hinweis

Freitags, samstags, sonntags und feiertags tagsüber bis Einbruch der Dunkelheit geöffnet. Außerhalb der Öffnungszeiten siehe: [www.naturpark-neckartal-odenwald.de](http://www.naturpark-neckartal-odenwald.de)

**Dr. Claudia Baer-Schneider**  
Regierungspräsidium Karlsruhe  
Referat 26 – Denkmalpflege

1 Inschriftentafel mit dem Namen des Turms.



# Ortstermin



## Das Friedhofsensemble in Mannheim-Neckarau 111 Jahre alte Friedhofskapelle mit Aufbahrungshalle saniert und neu genutzt

Die Eingemeindung von Neckarau in die Stadt Mannheim erfolgte zum 1. Januar 1899. Etwa ein Jahr später wurde der alte Neckarauer Friedhof aufgelassen und durch einen neuen an anderer Stelle ersetzt. Seinerzeit entstand eine interessante neugotische Baugruppe am Haupteingang des neuen Friedhofes, die sich aus dem Torbau, einer großzügigen Aussegnungskapelle, dem angebauten Trakt mit den Aufbahrungsräumen sowie einem villenartigen Friedhofsgärtnerhaus zusammensetzt. Die Gebäude verfügen über helle Putzfassaden und eine gotisierende Gliederung aus rotem Sandstein. Wichtigster Bauteil ist die Kapelle mit ausgeschiedenem, polygonal schließendem Chor. Die steile Giebelwand des Langhauses zeichnet sich durch ein monumentales Maßwerkfenster aus. Der unmittelbar an die Kapelle anschließende überdachte Torbau, eine symmetrische Anlage mit zentraler Einfahrt und zwei flankierenden Durchgängen, besitzt wimpergartige Schildgiebel. Auf der Nordostseite der Kapelle ist der langgestreckte Trakt mit den früheren Auf-

bahrungskammern angesetzt; dieser erinnert an eine dreischiffige Stufenhalle. Das Pendant auf der Südwestseite bildet das Wohnhaus mit einer für den späten Heimatstil typischen bewegten Silhouette. Auch dieses Gebäude hat gotisierende Schildgiebel.

Die lebhaft gegliederte Baugruppe vermittelt den Eindruck eines scheinbar über Jahrzehnte gewachsenen, malerischen Konglomerats – ebenfalls ein charakteristisches Stilmerkmal der Zeit. Im Zweiten Weltkrieg stark beschädigt, wurde der Giebel der Kapelle vereinfacht wiederhergestellt. Aussegnungskapelle und Aufbahrungskammern dienten schon lange Zeit nicht mehr ihrer ursprünglichen Funktion. Sie waren in schlechtem Zustand, der Erhalt dieses besonderen Zeugnisses der Sepulkralkultur in Mannheim war lange Zeit in hohem Maß gefährdet.

Im März 2011 konnte nach rund zweijähriger Sanierung, die in enger Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege erfolgte, das Neckarauer Friedhofsensemble wieder der Öffentlichkeit überge-

ben werden. Die Maßnahmen waren nur dank des unermüdlichen Einsatzes eines Förderkreises sowie zahlreicher privater Sponsoren möglich. Die Sanierung wurde außerdem durch einen Zuschuss aus Landesmitteln für die Denkmalpflege unterstützt, da die Stadt Mannheim die Kosten für die aufwendige Sanierung allein nicht aufbringen konnte. Ein in der Denkmalpflege erfahrenes Architekturbüro entwickelte in Abstimmung mit dem Regierungspräsidium Karlsruhe, Referat 26 (Denkmalpflege), ein Nutzungs- und Sanierungskonzept für die Kapelle und den Flügel mit den Aufbahrungskammern. Dieser dient nun als eine würdige Urnenhalle, die Kapelle kann wieder für Trauerfeiern verwendet werden.

Zunächst wurde eine Schadenskartierung als Grundlage für die Festlegung der Maßnahmen vorgenommen, im Sommer 2008 begann die Instandsetzung der Fundamente. Da die Gebäude im Bereich eines aufgeschütteten Terrains entstanden, gab es zahlreiche Schäden und Setzungen im Fundamentbereich, die zunächst beseitigt werden mussten. Auch die Zugangstreppe von der Torhalle in die Kapelle zeigte gravierende Setzungsschäden. Anfang 2009 erfolgte die Dachsanierung unter Wiederverwendung eines Teils der historischen Biberschwänze, anschließend die Instandsetzung von Sandsteingliederung und Fenstern. Auf eine Rekonstruktion der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Giebelzier der Kapelle wurde nicht nur aus Kostengründen, sondern aus denkmalpflegerischen Überlegungen bewusst verzichtet, um die Spuren der Geschichte nicht zu tilgen. 2010 konnten die Maßnahmen im Inneren der Friedhofskapelle fortgesetzt und der Umbau des Traktes mit den früheren Aufbahrungsräumen durchgeführt werden. Hierbei wurde großer Wert auf den Erhalt der Originalsubstanz gelegt. Das Chorgewölbe mit aufgemalten weißen Lilien hebt sich wirkungsvoll von den hellen Wandflächen ab, Tympanon und Terrazzoboden wurden fachge-

recht instandgesetzt. Private Spenden erlaubten den Einbau einer Rosette aus Buntglas im Scheitel des großen Maßwerkfensters gegenüber dem Chor. Der Zellentrakt, in dessen Räumen heute Urnennischen Platz gefunden haben, erhielt ebenfalls einen neuen Anstrich. Auf Anregung der Denkmalpflege wurde eine der Aufbahrungszellen im vorgefundenen Originalzustand belassen und nach Befund gestrichen, eine Tafel macht auf die Bedeutung des Neckarauer Friedhofsensembles aufmerksam. Da die neue Nutzung in direktem Zusammenhang zur ursprünglichen Funktion dieser Trauerhalle steht, konnte die Tradition der Neckarauer Friedhofskultur in würdiger Weise fortgesetzt werden.

Auch der großzügige Torbau, der nach wie vor den Haupteingang zum Friedhof bildet, wurde im Zuge der Maßnahmen instandgesetzt, die stark beschädigten Kreuzblumen an den Schildgiebeln ergänzt. Von historischen Aufnahmen war bekannt, dass der Giebel des Torbaus ursprünglich von einem Engel bekrönt war, der im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde. Auf Anregung des Fördervereins und dank einer weiteren großzügigen Spende konnte von einer Karlsruher Bildhauerin ein neuer Engel geschaffen und auf der Giebelspitze aufgestellt werden. Da auf den vorkriegszeitlichen Fotos lediglich die Umrisse des ursprünglichen Engels erkennbar waren, mussten erhaltene bauzeitliche Engelskulpturen außerhalb Mannheims als Vorbilder herangezogen werden.

Das Schicksal des bemerkenswerten Friedhofsensembles war lange Zeit ungewiss. Durch die Umnutzung und Instandsetzung konnte nun eine dauerhafte Erhaltung gewährleistet werden.

**Dr. Martin Wenz**  
Regierungspräsidium Karlsruhe  
Referat 26 – Denkmalpflege

## Glossar

### Wimperg

Gotisches Architekturelement: giebelartige Bekrönung über Portalen oder Fenstern.

1 Trakt mit den früheren Aufbahrungszellen und Chor der Kapelle von Osten, nach der Sanierung (2011).

2 Torbau und Friedhofskapelle von Westen, nach der Sanierung (2011).



# Mitteilungen

## Grenzsteinverkauf bei Ebay gestoppt

Immer wieder werden bei Ebay Objekte zum Kauf angeboten, die Kulturdenkmale sind und nicht verkauft werden dürften. Der Verband der Landesarchäologen konnte bereits vor einiger Zeit erreichen, dass Ebay bei archäologischen Objekten möglicher Hehlerei einen Riegel vorschiebt (<http://pages.ebay.de/help/policies/artifacts.html>). In Bezug auf die ebenfalls geschützten Grenzsteine ist hier noch Handlungsbedarf. So wurden im März 2011 erneut Grenzsteine bei Ebay zum Kauf angeboten. Aufmerksame Ehrenamtliche, die über das Kleindenkmalprojekt mit der Denkmalpflege verbunden sind, haben das Landesamt für Denkmalpflege auf die Auktion aufmerksam gemacht. Das Landesamt meldete den Fall beim Landeskriminalamt, und die Mitarbeiter der zuständigen Polizeistelle haben ihn beherzt aufgegriffen. Da sich die Freigabe der Verkäuferadresse durch Ebay verzögerte, ersteigerten die Polizisten kurzerhand einen Stein, erfuhren so die Adresse des Anbieters und konnten anschließend direkt vor dessen Haustür vorgehen. Auch wenn sich die Steine alle seit Langem im Besitz des Anbieters befunden haben sollten, wird er nun wegen des Verdachts auf Diebstahl und Hehlerei angezeigt werden.

Nach § 17 (1) Landesvermessungsgesetz handelt es sich um eine Ordnungswidrigkeit, Grenzzeichen unkenntlich zu machen, zu beschädigen oder zu entfernen. Da es sich bei vielen dieser Grenzzeichen zudem um Kulturdenkmale handelt, ist dies darüber hinaus eine Ordnungswidrigkeit nach § 27

*Vertreter des Landesamtes für Denkmalpflege begutachten die sichergestellten Grenzsteine.*



Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg. Die inzwischen sichergestellten Grenzsteine können nicht an ihren Ursprungsort zurückgebracht werden. Obwohl sie anhand der Kennzeichnung der ursprünglichen Grenze zugeordnet werden können, ist ihr genauer Standort nicht mehr zu ermitteln. Der Leiter des örtlichen Bauamts hatte jedoch einen guten Vorschlag parat: Die Steine werden künftig vor dem Heimatmuseum aufgestellt. Wenn sie nun auch als Grenzmarken vor Ort verloren sind, so können sie dort – mit der richtigen Erläuterung – noch viel über Vermessungsgeschichte, Territorialgeschichte und somit auch über Heimatgeschichte erzählen.

Zum Schutz von Grenzsteinen hat das Landesamt für Denkmalpflege einen Flyer herausgegeben, den Sie unter folgender Adresse herunterladen können [www.denkmalpflege-bw.de/Publikationen/Infobroschüren](http://www.denkmalpflege-bw.de/Publikationen/Infobroschüren)

Hinweise zum Projekt zur Erfassung der Kleindenkmale finden Sie unter [www.denkmalpflege-bw.de/Denkmaele/Projekte](http://www.denkmalpflege-bw.de/Denkmaele/Projekte)

## Archäologisches Keltenkolloquium

Bopfingen, in der Schranne im alten Rathaus am Marktplatz

12. November 2011, 14–18 Uhr

Fachleute und interessierte Laien lädt die Stadt Bopfingen zusammen mit der Goethe-Universität Frankfurt, dem Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg und dem Förderverein keltischer Fürstensitz Ipf-Bopfingen und Kirchheim am Ries zum dritten Keltenkolloquium ein. Die Veranstaltung trägt den Titel: „Der frühkeltische Fürstensitz auf dem Ipf im Rahmen aktueller neuer Forschungen“. Auf dem Programm stehen folgende Vorträge:

Zum antiken Namen Opie – Ipf  
Jost Gippert, Universität Frankfurt

Die Großgrabhügel am Ipf bei Osterholz  
Ursula Brosseder, Universität Bonn

Griechische Keramik vom Ipf – Teil 2 der mediterranen Importfunde  
Elke Böhr, Wiesbaden

Gräberfelder und Rechteckhöfe im Umfeld von Ipf und Goldberg – neue Ergebnisse der linearen Trassengrabungen  
Jörg Bofinger, Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg

Perspektiven für die zukünftige Erforschung der frühkeltischen Fürstensitze nach dem Schwerpunktprogramm der DFG  
Dirk Krause, Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg

Viele Antworten und noch mehr Fragen – Perspektiven zur Fortsetzung der Forschungen auf dem Ipf  
Rüdiger Krause, Universität Frankfurt

Nähere Informationen und Anmeldung bei der:  
Stadt Bopfingen  
Felix Sutschek  
Marktplatz 1  
73441 Bopfingen  
Tel. 07362/8010

### Tag des offenen Denkmals 2011

„Romantik, Realismus, Revolution – Das 19. Jahrhundert“ lautet das Motto des diesjährigen Tages des offenen Denkmals am Sonntag, den 11. September 2011.

Bereits am Samstag, den 3. September, lädt Sie die Landesdenkmalpflege um 10 Uhr in die Reithalle nach Rastatt zur Eröffnungsveranstaltung ein. Die denkmalgeschützte Reithalle auf dem Gelände der ehemaligen Canrobert-Kaserne wurde 2008 zu einem Kultur- und Theaterhaus umgenutzt und ist seitdem ein wichtiger Ort für kulturelle Veranstaltungen in Rastatt.

Der Landesdenkmalpflege ist es eine große Ehre, Dr. Nils Schmid MdL, den stellvertretenden Ministerpräsidenten und Minister für Finanzen und Wirtschaft des Landes Baden-Württemberg (Oberste Denkmalschutzbehörde), bei der Eröffnung als Redner begrüßen zu dürfen. Außerdem sprechen Abteilungspräsident Dr. Claus Wolf, Landesamt für



*Reithalle Rastatt.*

Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, sowie Rastatts Oberbürgermeister Hans Jürgen Pütsch. Die Festrede hält Professor Dr. Christel Köhle-Hezinger, Lehrstuhl für Volkskunde (Empirische Kulturwissenschaft) an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, über „Gefühlte Zeit und lange Dauer“: Das 19. – ein Jahrhundert zum Anfassen? Im Rahmen der Veranstaltung findet dieses Jahr wieder eine feierliche Preisverleihung durch die Denkmalstiftung Baden-Württemberg statt. Ausgezeichnet wird die Projektgruppe „Judentum im Kraichgau“ der Realschule Waibstadt (Rhein-Neckar-Kreis) in Zusammenarbeit mit dem Verein „Jüdisches Kulturerbe im Kraichgau e.V.“ für ihr besonderes bürgerschaftliches Engagement in der Denkmalpflege beim Erhalt des Mausoleums in Waibstadt. Die Laudatio übernimmt Dr. Melitta Büchner-Schöpf, Mitglied des Kuratoriums der Denkmalstiftung Baden-Württemberg.

Im Anschluss an ihren Gala-Auftritt in Mozarts „Don Giovanni“ im Festspielhaus Baden-Baden (in absoluter Starbesetzung mit dem Tenor Rolando Villazón) singt das renommierte Vocalensemble Rastatt unter der Leitung von Holger Speck im Rahmenprogramm der Eröffnung Chorlieder von Johannes Brahms.

Nachmittags finden ab 14 Uhr zeitgleich Exkursionen nach Baden-Baden (Burgen Alteberstein und Hohenbaden) und nach Waghäusel (Eremitage und Klosterkirche) sowie eine Führung durch die Festungsstadt Rastatt und das dortige Residenzschloss statt. Für die Teilnahme am Nachmittagsprogramm wird um vorherige verbindliche Anmeldung gebeten.

Am Sonntag, den 11. September, öffnen dann viele zumeist verschlossene Denkmäler des Landes ihre Pforten. Voraussichtlich werden wieder über 800 baden-württembergische Denkmäler der Öff-

*Pagodenburg Rastatt.*



*Kapuzinerkloster  
Riedlingen bei Nacht.*

fentlichkeit zugänglich sein. Das Programmheft für Baden-Württemberg liegt seit August kostenfrei in öffentlichen Gebäuden aus. Außerdem kann es kostenlos über das Landesamt für Denkmalpflege bezogen werden.

Regierungspräsidium Stuttgart  
Landesamt für Denkmalpflege  
Berliner Straße 12  
73728 Esslingen

Fax: 07 11/90445-249  
E-Mail: [denkmaltag2011@rps.bwl.de](mailto:denkmaltag2011@rps.bwl.de)

Auf der Internetseite der Landesdenkmalpflege ([www.denkmalpflege-bw.de](http://www.denkmalpflege-bw.de)) ist es zur Einsicht und zum Download bereitgestellt.

Die Ergebnisse archäologischer Ausgrabungen können beispielsweise auf dem frühkeltischen Fürstensitz Heuneburg, dem römischen Gutshof in Durlach, dem Apollo-Grannus-Tempel von Neuenstadt am Kocher oder in Heidenheim im Rahmen von Führungen besichtigt werden.

Anhand der Siedlung von Hornstaad am westlichen Bodensee und verschiedener Siedlungen in den oberschwäbischen Seen und Mooren befasst sich die Arbeitsstelle Feuchtbodenarchäologie des Landesamtes für Denkmalpflege mit dem Thema „Vom romantischen Pfahlbaubild des 19. Jahrhunderts zur modernen Pfahlbauforschung“.

Groß angelegt ist das Programm der Bau- und Kunstdenkmalpflege rund um das Heidelberger Schloss. Insgesamt sechs Sonderführungen geben Einblick in aktuelle Projekte und Maßnahmen der Denkmalpflege. So zum Beispiel in die Bauforschung und Steinrestaurierung am Gläsernen Saal-

*Führung durch Überlingen  
beim Tag des offenen  
Denkmals 2010.*



bau, den Umgang mit Putz- und Malschichten am Englischen Bau und die Arbeiten an den Grotten und Terrassenmauern des Hortus Palatinus.

In Villingen gilt es den eisernen Aussichtsturm von 1888 zu erklimmen. Des Weiteren finden Führungen in der Pfarrkirche Herrenberg-Oberjesingen, der Nikomedeskirche in Böblingen-Hiltdrizenhausen und der Matthäuskirche Stuttgart statt.

Der Schwerpunkt in Esslingen liegt auf der Vorstellung von unterschiedlichsten Vermessungsmethoden und zugehörigen Gerätschaften. Dabei werden im Landesamt für Denkmalpflege sowohl historische Methoden als auch neueste Entwicklungen wie die 3D-Röntgen-Computertomografie und der 3D-Laserscanner präsentiert. Besucher haben die Möglichkeit, selbst Hand anzulegen. Der Vortrag „Bleistift – Laser – Satellit“ erläutert den Weg zur modernen Feldarchäologie. Zudem sind die Restaurierungsateliers der Bau- und Kunstdenkmalpflege geöffnet. Das Kinderprogramm mit theoretischer Einführung in die Denkmalpflege und zahlreichen Mitmachaktionen rundet das Programm ab.

Bereits tags zuvor, am 10. September 2011, lädt die Stadt Riedlingen an der Donau zwischen 18 und 24 Uhr zur ersten „Nacht des offenen Denkmals“ mit einem vielfältigen Rahmen- und Besichtigungsprogramm in der gesamten Altstadt ein. Unter dem Motto „...wir öffnen unser Schatzkästchen“ werden eine Vielzahl historischer Gebäude geöffnet sein, wie etwa das Rathaus, das Zwiefalter Tor, die Jugendmusikschule und das Kapuzinerkloster mit Kirche.

Wir wünschen allen Denkmalinteressierten einen erlebnisreichen Tag des offenen Denkmals 2011!

## Kostenfreies Register Nachrichtenblatt

Mit fortschreitender Zahl der Jahrgänge wird es schwieriger, einen Überblick über die Heftinhalte einer Zeitschrift zu bekommen. Deshalb gibt es seit 2009 ein Gesamtregister der Jahrgänge 1/1972 bis 37/2008 des Nachrichtenblattes der Landesdenkmalpflege. Neben den Inhaltsverzeichnissen der einzelnen Hefte umfasst es ein Themen-, Orts- und Autorenregister sowie eine Übersicht über die Buchbesprechungen. Interessenten können das neue Register kostenfrei bestellen beim Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Frau Glass-Werner, Telefon 0711/90445203 (Montag bis Donnerstag), E-Mail [nachrichtenblatt-lad@rps.bwl.de](mailto:nachrichtenblatt-lad@rps.bwl.de). Das Register setzt das erste Register aus dem Jahr 1982 fort, das den Zeitraum von 1958 bis 1970 abdeckte.

## Bericht über die Fachtagung „Die Freiburger ‚Kartaus‘ und die Umnutzung ehemaliger Klosteranlagen“

Im Dornröschenschlaf sei die Freiburger Kartause in den vergangenen Jahren gelegen, so schrieb die lokale Badische Zeitung zwei Tage vor Beginn der Tagung anlässlich des Bekanntwerdens der künftigen Nutzungspläne (Abb. 1; 6): Nachdem die „Kartaus“ bis 2009 als Altersheim genutzt worden ist, soll dort nun mit maßgeblicher Unterstützung der Robert-Bosch-Stiftung ein United World College (UWC) mit Internat entstehen. Nicht zuletzt die ungeklärte Zukunft der Freiburger Kartause war Anlass für die Internationalen Freunde der Kartäuserforschung und die Abteilung Landesgeschichte des Historischen Seminars der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, vom 29. April bis zum 1. Mai 2011 die Tagung „Die Freiburger ‚Kartaus‘ und die Umnutzung ehemaliger Klosteranlagen“ in Freiburg auszurichten. Die Stoßrichtung der Tagung war eine doppelte: Einerseits sollten neuere Forschungen zur reichen historischen und künstlerischen Tradition der Kartause vorgestellt werden, andererseits sollten denkmalpflegerische Grundlagen für die Umnutzung der Anlage mit dem barocken Prioratsgebäude durch den Vergleich mit der Umnutzung anderer Kartausen und Klosteranlagen diskutiert werden.

Eine Einführung in die Geschichte des Kartäuserordens sowie dessen Ordensleben und theologische Grundlagen gab James Hogg aus Salzburg. Er hob besonders die Entwicklung des Ordens von der Errichtung einiger Zellen im Gebirge der Chartreuse durch Bruno von Köln 1084 über die zwischen 1121 und 1127 niedergeschriebenen „*Consuetudines Cartusiae*“ bis zur danach einsetzen-

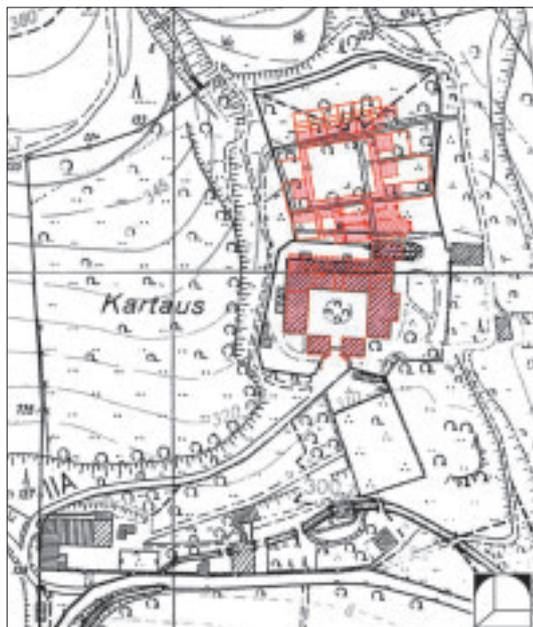
den und bis ins 15. Jahrhundert anhaltenden Gründungswelle von Kartausen hervor.

Die Einbindung der Freiburger Kartause in die Ordensstrukturen untersuchte Sönke Lorenz aus Tübingen. Die verschiedenen Kartäuserpriorate seien vom Orden „Provinzen“ zugeteilt worden, wobei diese Provinzen primär als Visitationsbezirke gedient hätten. Diese Funktion als Visitationsbezirke sei auch Anlass gewesen, den Zuschnitt der Provinzen mehrfach zu verändern. So wurde die von Bern bis Flandern reichende „Provincia Rheni“ aus den zuvor bestehenden Provinzen „Alemannia Superior“ und „Alemannia Inferior“ herausgeschnitten, wobei die Namensgebung der letztgenannten Provinzen allein von deren Lage zur Grande Chartreuse geprägt sei und nicht mit „Ober-“ und „Niederdeutschland“ korrelierte. Gegen den oft vorgebrachten Topos, Kartausen und andere Reformklöster seien bewusst in der „Einsamkeit“ errichtet worden, wandte sich Herman Josef Roth aus Bonn. Für deren Lage und bauliche Ausgestaltung sei das häufig auch sekundär genutzte „immobile Stiftungsgut“ entscheidend gewesen, sodass „städtische“ Kartausen sowohl in der Stadt (Köln, Basel) als auch an herausgehobener Stelle vor der Stadt (Mainz, Koblenz) lagen oder später in die Ummauerung (Nürnberg, Erfurt) eingeschlossen wurden. Aber auch „ländliche“ Kartausen seien zum überwiegenden Teil nicht in völliger Abgeschlossenheit, sondern an Verkehrswegen (Mauerbach) und Flüssen (Ittingen) errichtet worden. Grundsätzlich sei die Lage häufig von der Vornutzung als Burg (Thorberg) oder Kloster anderen Ordens (Tüchelhausen, Koblenz) bestimmt gewesen. Letztlich, so Roth, ließen sich keine „planerischen Vorgaben“ für die Lage von Kartausen erkennen, lediglich ihre konkrete bauliche Ausgestaltung sei von den landschaftlichen Gegebenheiten diktiert worden.

*1 Luftbild der Freiburger Kartause mit dreiflügeligem ehemaligem Priorat und Wirtschaftsbauten. Der große Gebäudekomplex in der Bildmitte links ist das Johannisheim, ein Alten- und Altenpflegeheim von 1969.*



2 Der heutige Lageplan ist überlagert mit dem Grundrissplan aus dem 18. Jahrhundert (s. Abb. 5). Der Chorabschluss beim Prioratsgebäude ist eine Erweiterung aus den 1920er Jahren. (Quelle: erstellt durch das Referat Denkmalpflege im Regierungspräsidium Freiburg, überarbeitet durch Frank Löbbbecke, Freiburg)



Anders als bei vielen anderen Kartausen war die Gründung der Freiburger Kartause 1346, wie Heinz Krieg aus Freiburg darlegte, nicht eine landesherrliche Stiftung, sondern die eines Bürgers, des Freiburger Ritters Johannes Snewlin, genannt „der Gresser“ (Abb. 2; 3). Dabei habe als Anlass der Gründung nicht, wie von der späten Ordensüberlieferung des 19. Jahrhunderts angenommen, eine Pilgerfahrt des Stifters ins Heilige Land, sondern die Sorge um das Seelenheil im Vordergrund gestanden. Der Stifter hatte in seinem 1347 verfassten Testament der Kartause Mittel zur Einrichtung von drei weiteren Pfründen (insgesamt dann fünf) hinterlassen. Dennoch sei es weniger die finanzielle Grundausstattung gewesen, die dem noch 1403 als ärmlich und notleidend bezeichne-

3 Ölgemälde der Freiburger Kartause, um 1740. Die Vogelschau zeigt den mittelalterlichen Gebäudebestand.



ten Kloster langfristig zum Erfolg verhalf, sondern die „institutionelle Einbindung“ der Stadt und deren Führungsschichten in Snewlins Testament. Um mögliche Ansprüche seiner Neffen abzuwehren, hatte dieser nämlich sechs vom Rat bestellte Bürger als „Testamentsvollstrecker“ eingesetzt und so – ergänzt durch ein institutionalisiertes Gebetsgedenken für Rat und Bürgerschaft als Mitstifter – die enge Beziehung des Kartäuserklosters zur Stadt und zahlreiche Stiftungen von Stadtbürgern wohl erst ermöglicht.

Als Exponenten einer „Wendezeit“ charakterisierte Felix Heinzer aus Freiburg den bedeutendsten Prior der Freiburger Kartause, den 1525 verstorbenen Gregor Reisch. Unter Bezugnahme auf die von Harald Müller in seinem Buch „Habit und Habitus“ vorgebrachten methodischen Überlegungen zur Verortung von „Humanisten im Kloster“ wies Heinzer für Reisch einen Briefwechsel mit anderen „Humanisten“ zurück, betonte aber dessen Rolle als Beschaffer von Handschriften und als „wissenschaftlicher Berater“ für die Hieronymus-Ausgabe des Basler Druckers Johannes Amerbach. Reischs Hauptwerk, die „Margarita Philosophica“, sei nicht nur aufgrund ihrer Form (erste gedruckte Enzyklopädie, Register) neuartig gewesen, sondern auch in ihrem Inhalt drücke sich der Wandel der „Textsorte Enzyklopädie“ aus: Nicht mehr „Ordnung der Dinge“, sondern auch „Möglichkeiten des Erkennens ... das Verhältnis von Erkenntnistheorie und Universalwissenschaft“ seien Intention des Werks gewesen. Abschließend konnte Heinzer eine Handschrift der Freiburger Universitätsbibliothek mit Exzerpten aus Augustins „De civitate Dei“ als Autograf Reischs einordnen und so einen neuen Einblick in die Arbeitsweise Reischs bieten.

Den zwischen 1512 und 1525/1530 entstandenen Glasfenstern der Kartause widmete sich Daniel Parello aus Freiburg. Während er für die traditioneller ausgeführten so genannten „kleinen Kartausscheiben“ eine Urhebererschaft des in Freiburg tätigen Glasmalers Hans Gitschmann von Rappoltstein plausibel machen konnte, wies er die teilweise auf Entwürfen Hans Baldungs beruhenden „großen Kartausscheiben“ Gitschmans Atelier, der so genannten Ropstein-Werkstatt, zu. Die teilweise mit Stifterinschriften beziehungsweise Wappen versehenen Glasfenster seien in Zusammenhang mit den Neubauten Reischs zu bringen, der auch als der Initiator einer „Gemeinschaftsstiftung“ angesehen werden könne: Die Glasfenster wurden vom Kaiser, auswärtigen Adeligen, aber auch von Stadtrat, Bürgern, Geistlichen und Universitätsgelehrten gestiftet. Nicht endgültig geklärt werden konnte der ehemalige Standort der Glasfenster. Die bereits zur Mitte des 16. Jahrhunderts einsetzenden Besucherinschriften lassen aber nur an einen der Öffentlichkeit zugänglichen Teil wie den



großen Kreuzgang oder den Chor der Laienkirche denken (Abb. 7).

Nicht die wissenschaftliche Beschäftigung an sich, sondern die an der Universität „mittels redender Kommunikation“ betriebene Form der Wissenschaft sei ein Gegensatz zu dem auf Schweigen ausgerichteten Ordensideal der Kartäuser gewesen, so Dieter Mertens aus Freiburg. Unter Rückgriff auf Niklas Luhmann unterschied Mertens eine auf Transzendenz gerichtete Innenzone von einer weltzugewandten Außenzone, wobei erst das nach außen gerichtete System den Rückzug der Mönche ermöglichte. Deshalb seien die Kartäuser, anders als die Bettelmönche, nicht während, wohl aber vor ihrer Ordenszeit als Universitätsangehörige greifbar. Wenn dennoch enge Beziehungen zwischen Freiburger Universität und Kartause bestanden, so einerseits, weil zahlreiche Stiftungen Freiburger Universitätsangehöriger für die Kartause überliefert sind, andererseits aufgrund des „institutionellen Einflusses“, den sich die Kartause unter den Priors Keßlin (1475–1486) und Reisch (1501–1525) bei den beiden ältesten Freiburger Studienhäusern sichern konnte. Durch die Stipendiatenauswahl hätten sich die Kartäuser für ungefähr ein Jahrhundert großen Einfluss auf die Zusammensetzung der Gruppe der Universitätstheologen gesichert, während ihr eigenes Interesse an Universitätsabsolventen viel pragmatischer gewesen sei: In die Kartause eingetretene Universitätsabsolventen seien meist innerhalb kurzer Zeit als Prior eingesetzt und so der die „Innenzone“ (Kontemplation) ermöglichenden „Außenzone“ (Organisation, Verwaltung, Repräsentation) zugeführt worden.

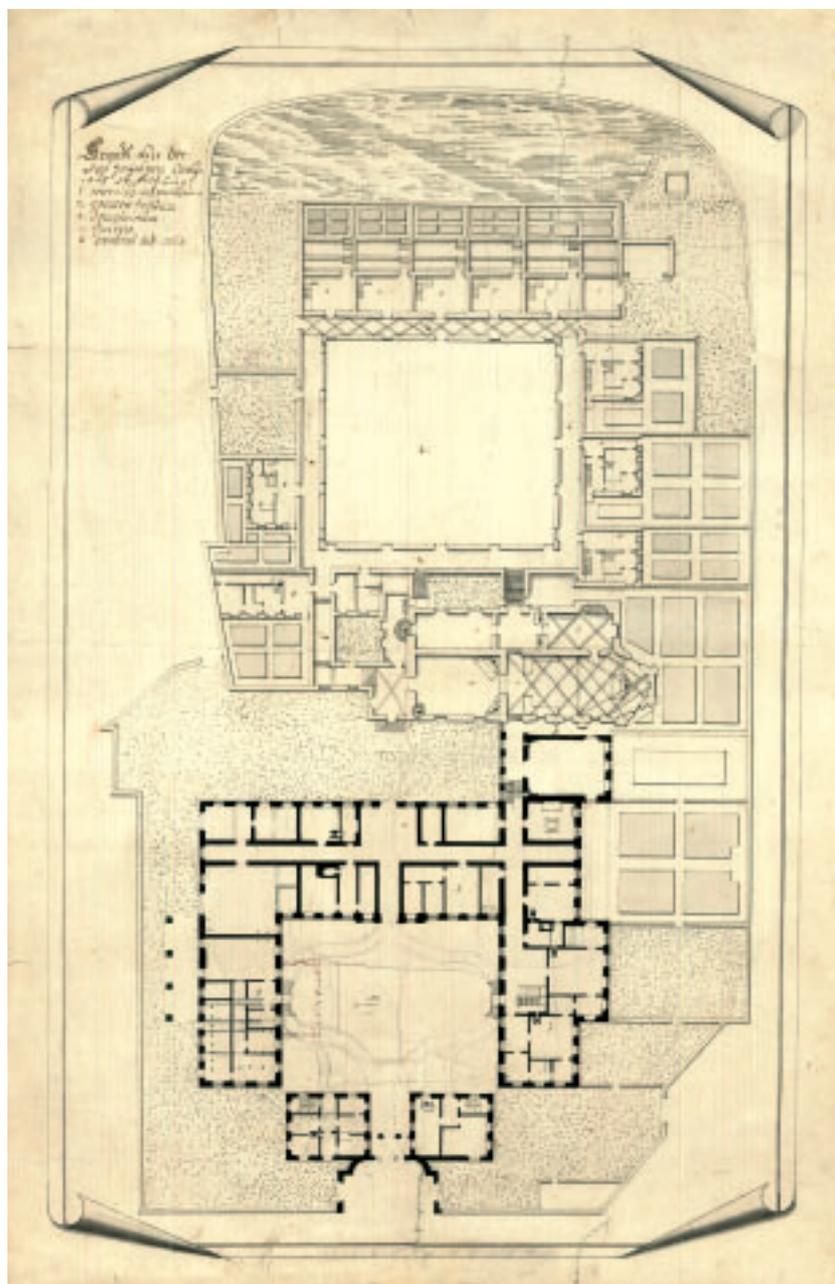
Freiburg sei nach Buxheim die wichtigste Schwesterkartause für die Kartause Ittingen gewesen, illustrierte Margit Früh aus Frauenfeld anhand von personellen, spirituellen, finanziellen und künstlerischen Verbindungen. Von den 318 namentlich bekannten Patres und Brüdern seien allein 32 aus der Freiburger Kartause gekommen, unter ihnen ein Rektor und fünf Priors, also ein beträchtlicher Teil des „Führungspersonals“. Nach dem Ittinger Sturm von 1524 sei die Bibliothek mit Büchern aus Freiburg neu ausgestattet worden, und im Drei-

ßigjährigen Krieg habe die Freiburger Kartause Ittingen mittels einer Schuldverschreibung geholfen, finanzielle Engpässe zu überbrücken. Aus der gleichen Zeit datiert eine Gebetsverbrüderung, die vorsah, dass in beiden Konventen jeweils gleiche Gebete des Gedenkens für die Verstorbenen des anderen Konvents gesprochen wurden. Auch Kunstwerke, so das Ittinger Vortragekreuz (um 1280) und das Ittinger Antiphonar, eine Pergamenthandschrift von 1493 mit Darstellung der christlichen Heilsgeschichte, seien nach heutigem Wissensstand aus der Freiburger Kartause gekommen.

Ein neu entdecktes Inventar von 1775 diente Frank Löbbecke aus Freiburg, der die bauliche Entwicklung der Freiburger Kartause vorstellte und Fragestellungen für ergänzende Untersuchungen formulierte, als Schlüssel zur Interpretation des bereits bekannten Grundrisses aus dem 18. Jahrhundert

4 Ansicht der Kartause von Peter Mayer, 1771. Im Mittelgrund der Priorsbau (errichtet 1753–1756), dahinter die Konventbauten.

5 Der Grundrissplan aus dem 18. Jahrhundert zeigt den neuen Priorsbau in schwarzer Markierung. Der Konvent mit Kirche, Kreuzgang und den Zellenhäuschen der Mönche ist Baubestand und in grauer Farbe gezeichnet.



(Abb. 4; 5). Zwar sind auf diesem der mittelalterliche Konvent mit Kirche und Mönchszellen sowie der Barockbau dargestellt, eine Verortung der von Gregor Reisch Anfang des 16. Jahrhunderts gebauten Zellen ist aber weiterhin nicht definitiv möglich. Da bei Geländearbeiten in den letzten Jahrzehnten immer wieder Mauerzüge und Gewölbeteile ans Licht gekommen sind, liegt jedoch die Vermutung nahe, dass die Fundamente des Konvents unter der Grasnarbe erhalten seien. Eine archäologische Untersuchung des Areals mit geophysikalischen Methoden sowie Probegrabungen würden weitere Klarheit bringen und Anhaltspunkte für den künftigen Umgang mit diesem Areal geben (Abb. 2). Abschließend wies Löbbecke anhand von Aufmaßplänen des Jahres 2009 nach, dass der mittelalterliche Vorgängerbau des barocken Priorats nicht vollständig abgebrochen wurde, sondern im Kellergeschoss weiterhin erhalten ist. Eine ergänzende qualifizierte bauhistorische Untersuchung würde auch hier weitere Aufklärung versprechen.

Elke Nagel aus München stellte die charakteristischen Zellenhäuschen und Kleingärten in ihren unterschiedlichen Ausprägungen vor. Standort, Grundrissgestaltung (Werkstatt, Studierstube, Bet-

raum und Schlafkoben), Belichtung, Belüftung, Haustechnik (Beheizung, Wasserversorgung und Abort) seien die in Stein gefasste Antwort auf das Einsiedlerleben nach den Vorschriften der Ordensregeln gewesen, jedoch der individuellen Topografie vor Ort angepasst worden, sodass zahlreiche unterschiedliche Typen von Kreuzgang und Zellenhäuschen entstanden seien. Der „Luxus des Wesentlichen“ habe auch die moderne Architektur wesentlich mitgeprägt. So sei vor allem Le Corbusier von den Zellenbauten der Kartäuser stark inspiriert worden und habe deren Grundzüge in mehreren Neubauprojekten weiterentwickelt. Der von den Franziskanern abgespaltene Kapuzinerorden – im Unterschied zu den Kartäusern der Welt zugewandt – setzte sich aktiv für Krankenpflege und Armenfürsorge ein. Ihre „Westentaschenklöster“ innerhalb des Ortes oder vor den Toren der Stadt seien zumeist in mehreren Bauphasen errichtet worden, wie Stefan King aus Freiburg herausarbeitete. Die Mönche hätten entweder neben bereits vorhandenen Kirchen oder Kapellen gesiedelt oder zuerst einen neuen Sakrallbau mit einigen Zellen und dem Hospiz erbaut und dann den Anbau der St. Fideliskapelle, der meist einer Stiftung verdankt wurde, vorgenommen. In ihrer strikten, wenn auch anders ausgerichteten Funktionalität seien die Kapuzinerklöster von der Grundidee mit Kartäuserkonventen durchaus vergleichbar, ihre Kirchen und Bibliotheken allerdings weniger repräsentativ gewesen. An zahlreichen Fallbeispielen aus Baden-Württemberg belegte King, dass Kapuzinerklöster nach der Säkularisation deshalb häufig an Privatpersonen verkauft wurden, eine Umnutzung beispielsweise als Gasthäuser, Krankenhäuser oder Fabriken erfuhren und so zum Teil bis zur Unkenntlichkeit verbaut wurden. Erst mit der Weiterentwicklung des Denkmalsbegriffs nach etwa 1975, weg von einem vorwiegend künstlerisch-ästhetischen zu einem geschichtswissenschaftlich begründeten Ansatz, kamen diese Klosteranlagen neu in den Fokus konservatorischer Beratungs- und Erhaltungstätigkeit.

Die Restaurierung und Wiederbelebung der Kartause Ittingen stellte Jürgen Ganz aus Frauenfeld vor. In einem langen Abstimmungsprozess zwischen Bauherrschaft, Archäologen, Architekten, Geologen, Denkmalpflegern, Bauleitern und Bauhandwerkern seien Synergieeffekte ausgeschöpft und ein Kulturzentrum mit vielfältiger Nutzung entwickelt worden. Als Stiftungszweck sei eine „wesensgerechte Nutzung“ mit dem Fokus auf Substanzerhaltung festgelegt. Damit sei bereits im Vorfeld ein optimaler Rahmen für die Erhaltung der Anlage als Kulturdenkmal geschaffen worden. Das bauliche Ergebnis würde ebenso wie der Prozess der Durchführung in Fachwelt und öffentli-

6 Plan der Kartause mit Zubehör von 1824. Nach der Aufhebung des Klosters im Jahr 1782 und seiner Privatisierung wurde das Prioratsgebäude als herrschaftlicher Landsitz mit Parkanlage genutzt. Die Konventbauten sind zu diesem Zeitpunkt bereits abgebrochen.





7 Dreiteiliges Glasgemälde mit Strahlenkranzmadonna, Stifterwappen und Inschrift, Johannes dem Täufer und der heiligen Margarete. Heute im Museum Schnütgen in Köln. 1528 von der Ropstein-Werkstatt nach einem Entwurf der Baldung-Werkstatt gefertigt.

cher Wahrnehmung bis heute als mustergültig bewertet. In Hinblick auf Umnutzung und Umbau ehemaliger Klosteranlagen mahnte Ganz zu „Demut gegenüber der gebauten Geschichte“. Die Essenz des Vortrags ist ein hervorragender Leitfaden für die Instandsetzung der Freiburger Kartause und anderer wichtiger Denkmalprojekte.

Die Kartause Allerengelberg im Schnalstal/Südtirol wurde nach ihrer Auflösung 1782 unter zahlreiche Eigentümer aufgeteilt und stark verändert. Sie besteht bis heute als Dorf weiter. Ein Großbrand im Jahr 1924 führte zu weiteren Zerstörungen. Helmut Stampfer aus Völs/Südtirol berichtete, dass die Zersplitterung des Eigentums erhebliche Probleme für die seit 1974 laufende Restaurierung bereitet hätte. Die Erhaltung mittelalterlicher Bausubstanz und das Beseitigen von Störungen aus späterer Zeit müssen generationenübergreifend geplant und durchgeführt werden. Hochkarätige Kulturdenkmäler sollten von erfahrenen Baufachleuten bearbeitet werden, wobei deren ständige Präsenz für baubegleitende Untersuchungen und Baukontrolle erforderlich sei.

Abgerundet wurde die Tagung durch Besuche der Kartausen Freiburg und Basel sowie der von Studierenden der TU München konzipierten Ausstellung „Von der Kartäuserzelle bis zur modernen Kleinwohnung“ im Freiburger Stadtmuseum.

Wenngleich die Tagung nicht alle zentralen As-

pekte der Geschichte und Bauforschung der Freiburger Kartause berücksichtigen konnte, so belegen die Ergebnisse doch eindrücklich die Bedeutung der Kartause für Stadt und Universität Freiburg. Es wäre zu wünschen, dass die Tagung als Ausgangspunkt einer intensiven historischen Auseinandersetzung mit der Kartause dient, zumal deren Erforschung wichtige Beiträge zur Bildungs-, Wissenschafts- und Frömmigkeitsgeschichte nicht nur Freiburgs liefern kann.

Der praktischen Bau- und Kunstdenkmalpflege brachte die Tagung einen großen Wissensgewinn für die Bewertung der Anlage als Kulturdenkmal. Sie kann somit als Ausgangspunkt für den denkmalpflegerischen Umgang bei ihrem Umbau zu Schule und Internat gelten. Grundsätzlich empfiehlt es sich, bei Großprojekten der Denkmalpflege vor Planungsbeginn interdisziplinäre Veranstaltungen als essenziellen Teil der vorbereitenden Untersuchungen zu organisieren, um klare Grundlagen für pragmatische Entscheidungen zu gewinnen, Fehlinvestitionen vorzubeugen und die Nachhaltigkeit neuer Nutzungen sicherzustellen.

Das komplette Tagungsprogramm finden Sie im Internet unter „Tagungsberichte“ auf der Seite [www.HSozKult.de](http://www.HSozKult.de)

Katharina Ungerer-Heuck/Johannes Waldschütz



## Neuer Internet-Service freigeschaltet unter [www.denkmalpflege-bw.de](http://www.denkmalpflege-bw.de)

Seit Kurzem gibt es einen neuen Internet-Service für die Homepage der Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg. Der neue „RSS-Newsfeed“-Service funktioniert ähnlich wie ein Nachrichtenticker, indem kompakt auf Aktualisierungen im Internetauftritt hingewiesen wird. So können Sie sich jederzeit schnell darüber informieren, ob neue Veranstaltungen, Projekte oder auch Mitteilungen auf die Internetseite der Landesdenkmalpflege aufgenommen worden sind.

Abzurufen ist der Service über die gängigen Internet-Browser wie z. B. Internet Explorer oder Firefox. Dazu auf die orangefarbene Schaltfläche mit dem Feed-Symbol klicken.

Alternativ ist auch die gezielte Eingabe der Feed-Adresse möglich:

<http://www.denkmalpflege-bw.de/index.php?id=841&type=100>

Weitere Hinweise zur Installation des Feeds finden Sie auf der Internetseite der Landesdenkmalpflege unter: [www.denkmalpflege-bw.de/publikationen-und-service/service/presseoeffentlichkeitsarbeit/rss-news-liste/anleitungen.html](http://www.denkmalpflege-bw.de/publikationen-und-service/service/presseoeffentlichkeitsarbeit/rss-news-liste/anleitungen.html). Dort finden Sie auch Anleitung zum Abonnement des Feeds und dem Abruf per E-Mail.

## Buchbesprechungen

**Ludger Fischer: Bodo Ehardt – Versuche baukünstlerischer Denkmalpflege. Restaurierungen, Rekonstruktionen und Neubauten von Burgen, Schlössern und Herrenhäusern von 1899 bis 1935**

Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung, Reihe A: Forschungen, Band 13, Braubach 2010, ISBN 978-3-927558-27-4

Keine Burganlage ist „rein“ mittelalterlich, sondern das Ergebnis einer jahrhundertlangen Bau-, Nutzungs-, Verfalls- und Restaurierungsgeschichte. Die konservierte, von Rekonstruktion und Wiederaufbau „verschonte“ Ruine als denkmalpflegerischer Idealfall bildet hingegen die Ausnahme. Bisher wurde von der Forschung noch nicht systematisch aufgearbeitet, dass nicht nur das 19. Jahrhundert, sondern insbesondere das 20. Jahrhundert ein Zeitalter des Burgen- und Schlossbaus war. Einem seiner wichtigsten Protagonisten, dem Architekten, Denkmalpfleger und Publizisten Bodo Ehardt (1865–1945), bekannt vor allem durch die Wiederherstellung der Hohkönigsburg und als Mitbegründer der Deutschen Burgenvereinigung, wurde nun durch Ludger Fi-

scher eine auf gründlichem Quellenstudium basierende Arbeit gewidmet. In einem Nachruf zum 100. Geburtstag als „der größte Baumeister mittelalterlicher Baukunst unserer Zeit“ gewürdigt, galt Ehardt lange als anachronistische Erscheinung für die Kunst- und Architekturgeschichte, seine „Märchenschlösser“ waren weitgehend eine „terra inkognita“. In der von Ludger Fischer vorgelegten Habilitationsschrift werden insgesamt 35 realisierte und nicht ausgeführte Projekte aus Ehardts wichtigstem Werkbereich als „Versuche baukünstlerischer Denkmalpflege“ anhand der im Archiv des Europäischen Burgeninstituts vorhandenen Quellen gründlich durchleuchtet. Der ebenfalls unter Mitarbeit Fischers anlässlich des 100-jährigen Jubiläums der deutschen Burgenvereinigung 1999 publizierte Ausstellungskatalog bildete eine weitere Grundlage. Nach einleitenden Anmerkungen unter anderem zur Entwicklung der Denkmalpflege im 19. und 20. Jahrhundert, zu Methodik und Forschungsstand und einer Übersichtskarte der behandelten Bauten werden diese in chronologischer Reihenfolge vorgestellt. Jedem der 25 ausführlicher beschriebenen, von Ehardt auch realisierten Projekte, darunter die Hauptwerke Hohkönigsburg, Marksburg und Festung Coburg, wird eine Zeittafel zur Baugeschichte vorangestellt und der Vorzustand vor dem Eingreifen Ehardts beschrieben. Nach ausführlicher Analyse des Bauvorhabens, der Beauftragung und Bautätigkeit Ehardts werden jeweils dessen Umgang mit dem Baudenkmal nach konservatorischen Kriterien und der baugeschichtliche Wert seiner Ergänzungen beurteilt. Dabei wird deutlich, dass die meisten seiner Gebäude, Bauteile und Überformungen heute ihrerseits als Denkmale der Denkmalpflege und ihrer Geschichte gelten. Weitere Abschnitte der Studie gelten unter anderem Ehardts Strategie, seinem „Stil“, seinem Verhältnis zu Mittelalter, Romantik und Moderne. Fischers Buch lässt keine Fragen offen: Einige bisher umstrittene Zuschreibungen werden geklärt, befreundete Denkmalpfleger, Architekten und Publizisten, aber auch seine wichtigsten Gegner wie zum Beispiel Otto Piper und deren Sicht auf sein Werk sowie „Vorläufer, Mitstreiter und Nachhut“ werden vorgestellt, Ehardts Persönlichkeit und ihr Schaffen aus vielen Perspektiven in ihr Zeitalter eingebettet. Bemerkenswert ist die hier erstmals analysierte, vergleichende Betrachtung von Ehardts grundlegender Publikation „Ueber Verfall, Erhaltung und Wiederherstellung von Baudenkmalen mit Regeln für praktische Ausführungen“ und der programmatischen Rede Georg Dehios zu „Denkmalschutz und Denkmalpflege im 19. Jahrhundert“ durch Alois Riegl 1905. Der im selben Jahr verstorbene „Altmeister moderner Kunstge-

schichte“, Schöpfer von „Alterswert“, „Denkmalkultus“ und Parteigänger der „Antirestauratoren“ urteilte überraschend positiv über die von Ehardt praktizierte Vervollständigung von Burgruinen. Riegl sah in der Beurteilung des „Alterswertes“ Gemeinsamkeiten mit Ehardt und in den zahlreichen Bauaufträgen sowie dem großen Renommee, das sich Ehardt als Burgenforscher und -bauer erworben hatte, die Berechtigung für dessen Tun und eine Wertschätzung des historischen Denkmals durch die zumeist adeligen Bauherrn. Mittelalterliche Architektur „richtig nachzuahmen“ war das wichtigste Ziel des in Berlin ansässigen Autodidakten Ehardt, dessen Architekturbüro ab 1915 als „Gesellschaft für Deutsche Baukunst GmbH“ geführt wurde. Seine Methodik bestand im Wesentlichen darin, seine Restaurierungen auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen (Archivauswertung, Bauforschung und Archäologie), bei fehlenden Befunden das „Analogieverfahren“ anzuwenden und erneuerte Bauteile durch Inschriften und sein persönliches „Steinmetzzeichen“ kenntlich zu machen. Die Synthese daraus bildete seine „künstlerische Denkmalpflege“. Eine wichtige Rolle nahm die intensive Verbreitung seiner Arbeitsergebnisse in über 200 Veröffentlichungen, insbesondere der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Der Burgwart“ ein, die von Fischer sämtlich gelistet und kommentiert werden. Der Mitbegründer der Burgenforschung, in Frankreich auch als „deutscher Viollet-le-Duc“ bezeichnet, hatte in der wissenschaftlichen Vorbereitung und Dokumentation seiner Restaurierungen und Rekonstruktionen durch-

aus Vorgänger, so bereits Mitte des 19. Jahrhunderts beim Wiederaufbau der Rheinburgen (z. B. Rheinstein). Den akademischen und aus seiner Sicht unwissenschaftlichen Purismus der Architekten und Denkmalpfleger des 19. Jahrhunderts, wie etwa von Karl Alexander Heideloff unter anderem bei der Festung Coburg praktiziert, lehnte er aber scharf ab. Im Gegensatz zur „schwächlichen“ Ruinenromantik sah er die Ruine nicht als Ziel, sondern als Ausgangspunkt seiner Arbeit und in der gänzlichen Wiederherstellung das technisch beste Mittel zur Erhaltung von Baudenkmalen. Ehardt nahm es aber bei der Erarbeitung der wissenschaftlichen Grundlagen und Vorzustandsdokumentationen nicht immer so genau und griff bei fehlenden Befunden gerne auf die Analogiemethode zurück. Dies führte bei der Restaurierung und Aufstockung von Schloss Neuenstein – dem einzigen Beispiel aus Baden-Württemberg und nach Worten Ehardts „eine der edelsten Perlen deutscher Renaissance“ – zur Verwechslung von Giebelentwürfen und dem krampfhaften Versuch, in Anlehnung an spätmittelalterliche Vorbilder, Wehgang und Wassergraben wiederherzustellen, bis sich der fürstliche Auftraggeber gegen das „Phantasiegebilde“ wehrte. Diese Episode soll nicht das umfangreiche Schaffen des Denkmalpflegers Ehardt schmälern. Der Erfolg seiner „künstlerischen“ oder „schöpferischen“ Denkmalpflege besteht nicht allein darin, die restaurierten und ergänzten Burgen, Schlösser und Herrenhäuser dauerhaft vor dem Verfall gerettet zu haben. Mit seinem Sinn für die Verteilung der Baumassen und dem Verzicht auf das Ornament zeigt er sich als individueller Baukünstler, der gemäßigten, traditionalistischen Moderne näher stehend, als manche seiner polemischen Äußerungen vermuten lassen. Bodo Ehardt war ein Kind seiner Zeit, als Vertrauter des Kaisers ein Patriot von deutschnationaler Gesinnung. Mit aus heutiger Sicht befremdlichen Äußerungen vor allem während des Ersten Weltkrieges zur angeblichen kulturpolitischen Unterlegenheit Frankreichs und anderer Nachbarländer stand er auch in Fachkreisen nicht allein. Fischer gelingt eine differenzierte Darstellung einer ambivalenten Persönlichkeit, die sich scharf gegen Restaurierungen des 19. Jahrhunderts wandte, selbst aber eifrig restaurierte und rekonstruierte. Trotz des um 1900 unter anderem durch Dehio, Gurlitt, Clemen und von Oechelhaeuser scheinbar gefundenen theoretischen Konsens „konservieren statt restaurieren“ war das 20. Jahrhundert „keine Erfolgsgeschichte der Denkmalpflege“, wie der Autor bereits in der Einleitung resümiert. So mag es überraschen, dass nicht nur Riegl, sondern auch Dehio, Clemen und selbst der vorgebliche „Ruinenschwärmer“ Adolf von Oechelhaeuser sich mit Kritik an Ehardts

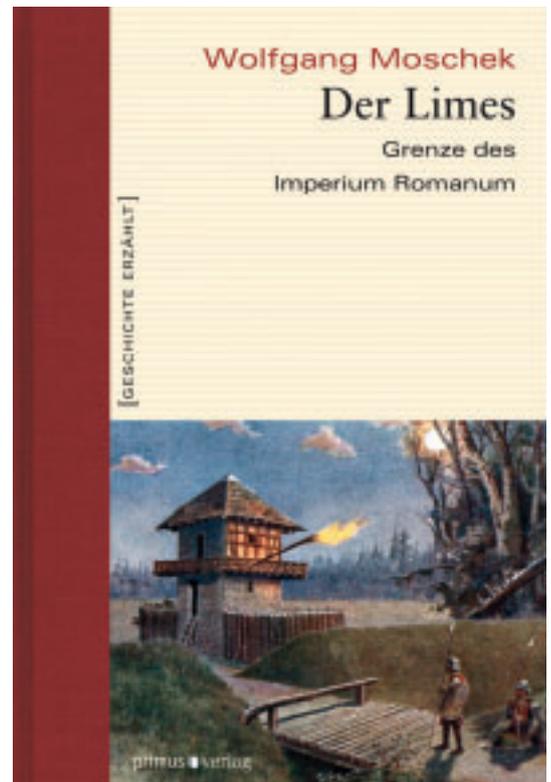


Schaffen mithilfe einer Einzelfall-Argumentation zurückhielten. Die Wiederherstellung der Hohkönigsburg sei – quasi als Gegenstück zur Marienburg an der östlichen Reichsgrenze – so von Oechelhaeuser, als „Trutzfeste des deutschen Kaisers im wieder gewonnenen Reichslande“ aus patriotischen und politischen Gründen gerechtfertigt, oder laut Paul Clemen eben „eine Klasse für sich“ und somit eine Ausnahme. Ebhardts umfangreiche Tätigkeit und die positive Resonanz in der Bevölkerung stehen damals wie heute für die Diskrepanz zwischen Kunsthistorikern und Architekten, Denkmalthorie und Baupraxis, Substanzschutz und Wunschbild. Wie die Ausstellung „Geschichte der Rekonstruktion“ in München 2010 zeigte, muss die schon von den großen Denkmalpflege-Theoretikern gebrauchte Einzelfall-Argumentation in der Praxis weiterhin bemüht werden. Dass gegenwärtige Rekonstruktionen mit angemessenem zeitlichen Abstand nicht als peinlicher „Attrappenkult“ bewertet, sondern wie die Bauten Ebhardts heute als eigenständige künstlerische Leistungen und dauerhafte Geschichtsdokumente einer zeittypischen Auffassung von Architektur und Denkmalpflege anerkannt werden, darf zumindest bezweifelt werden. Fischers Buch ist eine angemessene Würdigung für den Baukünstler und Denkmalpfleger Bodo Ebhardt und gleichzeitig ein wichtiger Beitrag zum andauernden Universalienstreit „konservieren oder restaurieren“. Seine Lektüre ist somit eine Bereicherung für jeden an Burgen, Schlössern, Architekturgeschichte und Denkmalpflege Interessierten.

Karsten Preßler

**Wolfgang Moschek**  
**Der Limes.**  
**Grenze des Imperium Romanum**  
 Primus Verlag, Darmstadt 2010, 139 Seiten,  
 ISBN 978-3-89678-833-7, 16,90 Euro

In leichter und lebendiger Form behandelt die Reihe des Primus Verlags aus Darmstadt ganz unterschiedliche historische Themen von der Antike bis in die Moderne. Der neue Band über die römischen Grenzen ist mit seinen durchweg flüssig, manchmal auch umgangssprachlich geschriebenen 139 Seiten hierbei keine Ausnahme. Der Autor Dr. Wolfgang Moschek promovierte bei Professor Kai Brodersen über die kultur- und mentalitätsgeschichtliche Bedeutung der Bauwerke an den Rändern des Römischen Reiches. Ein Gutteil seiner Forschungsergebnisse findet sich nun gut aufbereitet in dem vorliegenden Band wieder. Es handelt sich also nicht um einen weiteren Reiseführer zu den erhaltenen Denkmälern des UNESCO-



Welterbes oder um die Darstellung rein archäologischer Forschungsergebnisse. Vielmehr sollen dem Leser Geschichte und Funktion der an den Außengrenzen des Römischen Imperiums angelegten Grenzanlagen insbesondere auch aus Sicht der damaligen Zeitgenossen geschildert werden. Die spärliche Quellenlage bedingt dabei jedoch, dass die „Barbaren“ nicht zu Wort kommen können und auch der Einblick in die römische Gedankenwelt nur begrenzt möglich ist. Dennoch lohnt der etwas andere Ansatz, Geschichte zu erzählen, auch für ein so komplexes Bodendenkmal wie den Limes.

Das erste der insgesamt sechs Kapitel des Buches beschäftigt sich mit dem antiken Grenzverständnis. Dazu gehört die Klärung des Begriffs „limes“ und seiner sich im Laufe der römischen Geschichte wandelnden Bedeutung ebenso wie der sicherlich wichtige und häufig zu wenig berücksichtigte Hinweis auf religiöse Aspekte, die in der Antike mit dem Ziehen einer räumlichen Grenze und ebenso bei deren Übertreten verbunden waren. Mit dem zweiten Kapitel beginnt dann ein chronologischer Abriss über die Entwicklung der römischen Grenzanlagen, angefangen mit Schilderungen von Gaius Iulius Caesar aus dem Gallischen Krieg über frühe Flussgrenzen der augustäischen Epoche bis hin zu den ersten Limesanlagen aus domitianischer Zeit. Obwohl der Schwerpunkt in der Darstellung auf den für die Erforschung der römischen Grenzen wichtigen Provinzen Britannien und Germanien liegt, sind hier wie in den folgenden Abschnitten auch immer die wesentlichen Entwicklungen der Land- und Flussgrenzen in den anderen Reichs-

teilen mit einbezogen. Interessant und abwechslungsreich sind dabei die wiederholt eingeschobenen Zitate von antiken Zeitgenossen oder Persönlichkeiten der Limesforschung. Dankenswerterweise hat der Verlag diese nicht nur in der deutschen Übersetzung, sondern stets auch im Original abgedruckt. Spätestens bei der Schilderung der Leistungen Kaiser Hadrians zeigt sich, dass der Ansatz des Autors richtig ist, für das antike Verständnis von Palisaden, Gräben und Mauern am Ende der römischen Welt auch einen Blick auf die Grenzen der Stadt Rom selbst zu werfen. Dass der Autor auch den aktuellen archäologischen Forschungsstand kennt, zeigt sich im vorletzten Kapitel, das die Endzeit des Limes behandelt. Natürlich ist es nicht möglich, dieses komplexe und in der Wissenschaft bis heute kontrovers diskutierte Thema auf den veranschlagten zwölf Seiten vollständig darzustellen. Dennoch erhält der interessierte Laie, und an diesen richtet sich das Buch in erster Linie, eine gute Zusammenfassung der wichtigsten historischen Fakten und deren Interpretation. Das Schlusskapitel widmet sich der Rezeption des Limes seit der Zeit der Humanisten bis zur Aufnahme verschiedener Abschnitte der römischen Reichsgrenzen in die Welterbeliste der UNESCO. Der Band endet mit einem kleinen kommentierten Literaturverzeichnis zum Weiterlesen.

Andreas Thiel

## Personalia

**Unverzichtbarer Einsatz für die Landesarchäologie**

**Ehrenamt in der Archäologischen Denkmalpflege des Regierungsbezirks Freiburg**

Die Archäologische Denkmalpflege wird in allen vier Regierungsbezirken des Landes Baden-Württemberg derzeit von rund 200 ehrenamtlichen Beauftragten unterstützt. Um eine flächendeckende Denkmalpflege leisten zu können, ist die Landesdenkmalpflege auf die Mitarbeit der ehrenamtlichen Beauftragten vor Ort angewiesen. Die Tätigkeit bietet interessierten Laien die Möglichkeit, sich in den Erhalt des kulturellen Erbes einzubringen. So unterstützen sie zum Beispiel die Denkmalpflege bei der Beobachtung archäologischer Verdachtsflächen, bei der Überprüfung bekannter archäologischer Denkmale oder beim Überwachen kleinerer Baumaßnahmen vor Ort.

In Baden besitzt die Mitarbeit ehrenamtlicher Beauftragter im Bereich der archäologischen Denkmalpflege eine lange Tradition. Bereits 1853, als



*Der staatliche Denkmalpfleger Georg Kraft (1. Reihe, 2. v. rechts) und rechts neben ihm Kreispfleger Friedrich Kuhn bei einer Exkursion in das römische Kaiseraugst 1928.*

mit der Einsetzung eines Großherzoglichen badischen Konservators eine staatliche Denkmalpflege eingerichtet wurde, hatte dieser den Auftrag, die Altertumsvereine und geeignete Privatpersonen in die Denkmalpflege einzubinden. In den 1899 vom Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts veröffentlichten „Instruktionen für die Bezirkspfleger der Kunst- und Altertumsdenkmäler im Großherzogtum Baden“, initiiert vom Großherzoglichen Konservator für Altertümer Ernst Wagner, wurde neben den Aufgaben der Bezirkspfleger erstmals auch deren ehrenamtlicher Status explizit erwähnt. Mit der weiteren Institutionalisierung der Denkmalpflege im 20. Jahrhundert wurde der Aufgabenbereich der Kreispfleger 1928 in einer Dienstanweisung dargestellt, die auch heute noch ihre Gültigkeit hat: So sollten die Kreispfleger gegen Raubgrabungen einschreiten sowie Erdarbeiten, bei denen mit vor- und frühgeschichtlichen Funden zu rechnen war, überwachen. Schließlich waren sie auch angehalten, Meldung zu machen, wenn nach Todesfällen private Sammlungen archäologischer Funde veräußert zu werden drohten. Zugleich war es ihnen untersagt, selbst private Sammlungen archäologischer Hinterlassenschaften anzulegen. Im ersten modernen Denkmalschutzgesetz aus dem Jahr 1949 – Badi-

*Der „dienstälteste“, seit 1954 für die Denkmalpflege tätige Mitarbeiter Alfred Danner wurde von Bundespräsident Köhler 2009 mit dem Denkmalschutzpreis des Nationalkomitees für Denkmalschutz ausgezeichnet.*





*Exkursion zum Wall des keltischen Oppidums von Altenburg (Gemeinde Jestetten) bei der Mitarbeitertagung 2006.*

*Bei Grabungsbesuchen werden den Mitarbeitern archäologische Funde und Befunde vor Ort erläutert.*

sches Denkmalschutzgesetz vom 12. Juli 1949 – wurden die Kreispfleger im Abschnitt über die Organisation der Denkmalpflege genannt, ihre Aufgaben wurden zwei Jahre später in einer Dienstanweisung umrissen, die wesentliche Elemente der Anweisung von 1928 übernahm. Das baden-württembergische Denkmalschutzgesetz von 1971 erwähnt zwar mehrfach Beauftragte der Denkmalschutzbehörden, ihre Aufgaben und Stellung wurden im Erlass des Kultusministeriums vom 20. Februar 1976 genannt, aber erst in der Verwaltungsvorschrift des Innenministeriums vom 22. Januar 1990 beschrieben, die sich detailliert zu Bestellung, Rechtsstellung und Aufgabengebiet der ehrenamtlichen Beauftragten für die Denkmalpflege äußert (heutige gültige Verwaltungsvorschrift vom 8. August 2005). Ihr Arbeitsfeld wird wie folgt umrissen: „Die ehrenamtlichen Beauftragten für Denkmalpflege unterstützen die Tätigkeit der Denkmalschutzbehörden, indem sie den Denkmalschutzbehörden Informationen vermitteln und das allgemeine Verständnis für die Anliegen der Denkmalpflege fördern.“

Im Regierungsbezirk Freiburg sind derzeit rund 60 ehrenamtliche Beauftragte der Archäologischen Denkmalpflege tätig, die durch Geländebegehungen, Baubeobachtungen, Notbergun-



gen, Teilnahme an archäologischen Ausgrabungen, Archivstudien sowie in der Kontaktpflege zu Gemeinden und Behörden aktive denkmalpflegerische Arbeit in der Fläche leisten, die nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Um diesen wichtigen Mitarbeiterstamm zu erhalten und zu qualifizieren, ist von Seiten der Archäologischen Denkmalpflege des Regierungspräsidiums Freiburg eine intensive Betreuung der ehrenamtlichen Mitarbeiter notwendig. Im Vordergrund steht neben der Kontaktpflege zwischen Fachbehörde und ehrenamtlichem Mitarbeiter die fachliche Weiterbildung der Beauftragten. Um ehrenamtlicher Beauftragter des Regierungspräsidiums Freiburg zu werden, bedarf es eines Vertrauensverhältnisses, das sich in jahrelanger Zusammenarbeit aufbaut. In vielen Einzelgesprächen und Beratungen wird ein enger Kontakt zu den Ehrenamtlichen hergestellt, Funde werden erläutert, die Ehrenamtlichen mit Flurkarten versorgt und beim Verfassen der Fundmeldungen erste Hilfestellung gegeben. Ansprechpartner sind die Denkmalreferate in den zuständigen Regierungspräsidien und dort die Gebietsreferenten und Inventarisatoren.

2010 hat die Archäologische Denkmalpflege in Freiburg damit begonnen, die ehrenamtlichen Beauftragten den Unteren Denkmalschutzbehörden persönlich vorzustellen, um eine enge Zusammenarbeit mit den Behörden zu gewährleisten. Jedes Jahr findet im Sommer eine Tagung der ehrenamtlich Beauftragten statt. Diese Fortbildungen, in denen die Mitarbeiter durch Fachvorträge und Exkursionen über die neuesten Entwicklungen im Bereich der Landesarchäologie informiert werden, finden an jährlich wechselnden Orten statt, um den Beauftragten einen weiter gefassten Blick auf die Landesarchäologie zu ermöglichen und den jeweiligen Orten und ihren ehrenamtlichen Mitarbeitern die Möglichkeit zu geben, ihre denkmalpflegerische Arbeit zu präsentieren. 2011 tagte die Archäologische Denkmalpflege in Freiburg im Historischen Rathaus. Ferner werden die



*Geländeübung bei Riegel im Frühjahr 2011, unter Mitwirkung von Heiko Wagner.*

ehrenamtlichen Beauftragten durch die Teilnahme an Grabungen fortgebildet, und zwar in den Bereichen der modernen Grabungstechnik, der Dokumentation von Notbergungen und Prospektionen sowie in der Fundansprache. Die spannenden Ausgrabungen in den letzten Jahren in Stühlingen (Landkreis Waldshut) fanden überwiegend mit Freiwilligen statt. Seit einiger Zeit finden auch Seminare zu bestimmten archäologischen Themenkomplexen statt, die den Mitarbeitern neben formkundlichen Übungen insbesondere Einblicke in neue Ergebnisse und Diskussionen innerhalb der archäologischen Forschung gewähren sollen. Ferner veranstaltet die Landesdenkmalpflege zusammen mit dem ehrenamtlich Beauftragten Dr. Heiko Wagner für den „Nachwuchs“ systematische Begehungen im Gelände. Hier gilt es, das Auge zu schulen und die Ergebnisse der Begehungen exakt zu kartieren, zu verzetteln und mit einer ersten Ansprache zu versehen.

Inzwischen ist es auch gelungen, den Kreis der ehrenamtlichen Beauftragten zu verjüngen, was aber nach wie vor noch eine Daueraufgabe sein wird.

Weitere Informationen bietet der Flyer „Ehrenamtliche Beauftragte für die Archäologische Denkmalpflege“ unter [www.denkmalpflege-bw.de](http://www.denkmalpflege-bw.de) > Publikationen > Infobroschüren > allgemeine landesweite Informationen und unter [www.denkmalpflege-bw.de](http://www.denkmalpflege-bw.de) > Denkmalpflege in Baden-Württemberg > gesetzliche Grundlagen

Andrea Bräuning

### Dr. Ing. Ruth Cypionka

Gebietsreferentin der Bau- und Kunstdenkmalpflege

Regierungspräsidium Karlsruhe

Referat 26 – Denkmalpflege

Moltkestraße 74

76133 Karlsruhe

Tel. 0721/92 64 808

[ruth.cypionka@rpk.bwl.de](mailto:ruth.cypionka@rpk.bwl.de)

Seit April 2009 ist Ruth Cypionka als Gebietsreferentin der Bau- und Kunstdenkmalpflege für den Neckar-Odenwald-Kreis im Regierungspräsidium Karlsruhe tätig. Sie nimmt damit die halbe Stelle einer Elternzeitvertretung wahr, die zunächst bis September 2013 befristet ist.

Die 1964 geborene Westfälin studierte Kunstgeschichte an der Freien Universität Berlin und absolvierte ein Aufbaustudium Denkmalpflege an der Universität Bamberg. Von 1997 bis 2003 war sie in unterschiedlichen Funktionen als Denkmalpflegerin in der Stadt Naumburg an der Saale ak-



tiv. Als Mitarbeiterin des Büros für Baudenkmalpflege und Restaurierung führte sie unter anderem denkmalfachliche Stellungnahmen zu Bürgerhäusern und restauratorische sowie bauhistorische Voruntersuchungen durch. Es folgten vier Jahre in der Unteren Denkmalschutzbehörde Naumburg, in denen sie Denkmalpflege im Kontext einer kommunalen Verwaltung praktizierte. Darüber hinaus erarbeitete sie als hauptverantwortliche Redakteurin und Mitautorin die Publikation zu „10 Jahren Stadtansanierung und Denkmalpflege Naumburgs“. Die intensive und praktische Beschäftigung mit den Bauwerken Naumburgs mündete in ihre Dissertation über die „historische Ausstattung des Naumburger Bürgerhauses in Renaissance und Barock“ an der TU Berlin. Nach Familiengründung fand sie 2007 über die Bearbeitung der Allgemeinen Denkmaldatenbank Baden-Württemberg (ADAB) und die Mitarbeit an der Denkmaltopografie Heidelberg wieder einen beruflichen Einstieg in die Denkmalpflege. Vor dem Hintergrund ihrer vielfältigen Erfahrungen ist es ihr ein besonderes Anliegen, im Zusammenspiel aller am Bau Beteiligten konstruktive Lösungen für den dauerhaften Erhalt und die sinnvolle Nutzung von Baudenkmalen zu finden und die Belange der Denkmalpflege positiv in der Öffentlichkeit zu vermitteln.

### Dr.-Ing. Henriette Freifrau von Preuschen von und zu Liebenstein

Gebietsreferentin in der Bau- und Kunstdenkmalpflege

Regierungspräsidium Freiburg

Referat 26 – Denkmalpflege

Sternwaldstraße 14

79102 Freiburg im Breisgau

Tel. 07 61/2 08 35 09

[Henriettevon.Preuschen@rpf.bwl.de](mailto:Henriettevon.Preuschen@rpf.bwl.de)

Seit Oktober 2010 ist Henriette von Preuschen als Gebietsreferentin in der Bau- und Kunstdenkmalpflege im Regierungspräsidium Freiburg tätig. Sie betreut die Stadt und den Landkreis Konstanz sowie den Schwarzwald-Baar-Kreis.

Geboren 1974 in Bonn, studierte Henriette von Preuschen Architektur an der BTU Cottbus. Der Mitarbeit in einem Hamburger Architekturbüro folgte 2000 bis 2001 das Studium der Denkmalpflege an der University of York (Master of Arts, Conservation Studies), das sie mit der Arbeit „Schloss Liebeneck – Historical and Architectural Analysis and Conservation Concept“ abschloss. Als Stipendiatin des Attingham Trust for the Studies of Historic Houses and Collections in Great Britain nahm sie 2001 an der „Attingham Summer School“ teil. Ein wissenschaftliches Volontariat führte sie 2002 bis 2003 am Denkmalschutzamt der Freien und Hansestadt Hamburg in alle Bereiche der staatlichen Denkmalpflege ein. 2003 bis 2009 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der BTU Cottbus, Lehrstuhl Denkmalpflege. Ihre Seminare zu vielfältigen Themen der Denkmalkunde und Denkmalbewertung richteten sich an Master-Studenten der Architektur, der Stadt- und Regionalplanung sowie der Studiengänge Bauen und Erhalten und World Heritage Studies. Ferner begleitete sie 2006, 2007 und 2008 die Studentenworkshops des Deutschen Nationalkomitees



für Denkmalschutz. Ihre Forschungsschwerpunkte, zu denen sie seit 2001 publiziert, sind unter anderem Burgenwiederaufbau im 19./20. Jahrhundert im Mittelrheintal, Kirchenbau im 20. Jahrhundert, DDR und Kalter Krieg. 2010 wurde sie an der BTU Cottbus mit der Dissertation „Der Griff nach den Kirchen – Ideologischer und denkmalpflegerischer Umgang mit kriegszerstörten Kirchenbauten in der DDR“ zum Dr.-Ing. promoviert.

## Susanne Lennartz

Regierungspräsidium Stuttgart  
Landesamt für Denkmalpflege  
Referat 82 – Fachliche Grundlagen, Inventarisierung, Bauforschung  
Berliner Straße 12  
73728 Esslingen  
Tel. 07 11/90 445-113  
susanne.lennartz@rps.bwl.de

Im Januar 2010 übernahm Susanne Lennartz die Leitung des Foto- und Diaarchivs der Bau- und Kunstdenkmalpflege im Landesamt für Denkmalpflege. Frau Lennartz verfügt über langjährige und breit aufgestellte Verwaltungserfahrung und widmet sich dieser neuen Herausforderung mit vollem Engagement.

## Abbildungsnachweis

U1, U2 Foto: Bernhard Friese, Pforzheim; S133o Stadt Rastatt; S133u RPK/Bernd Hausner; S134 LAD/Karl Fisch (Heidelberg-Ansicht); S135, S138u, S139o, S140 Stadt Pforzheim, Untere Denkmalschutzbehörde; S136, S138o, S141–142 Foto: Bernhard Friese, Pforzheim; S137, S139u Abb. aus DBZ 1961; S143, S144ol, S145m, S145u, S147, S148o, S149 LAD; S144or, S144u, S146o Quelle: 125 Jahre Gymnasium Schweningen am Neckar 1840–1965; S145o RPF, Referat Denkmalpflege; S146u Quelle: Bauwelt 08/1968; S148u Quelle: Metamorphose 03/2009; S150o, S151–154 RPK (Foto: Claudia Baer-Schneider); S150u RPK, Referat 26 – Denkmalpflege (Aufnahme: W. Kratt); S155, S157o LAD; S156o LAD/Foto: O. Braasch, Landshut; S156u nach Krämer, Bersu; S157u nach H. Parzinger, Goldberg; S158o, S160u, S161–S162 Foto © Referat Archäologische Denkmalpflege, RPF; S158u, S163o W. Löhlein; S159o Foto © Hochrheinmuseum Bad Säckingen; S159m Plan nach E. Gersbach, Zur Herkunft und Zeitstellung der einfachen Dolmen vom Typus Aesch-Schwörstadt; S159u Planzeichnung © Archäologie Baselland, Liestal; S160o Foto © Archäologie Baselland, Liestal (Nr. 86\_32-6\_0058); S164–165o LAD, Meyder 2010; S165u Quelle: Werkbericht

Kammerer und Belz, Kucher und Partner, Stuttgart 1985, S. 60; S166 RPK, Ref. 26, Bernd Hausner; S167 StVA Heidelberg; S168–169 Clemens Kieser, Ref. 26, RPK; S170 Clemens Kieser, RPK, Ref. 26; S171 Bernd Hausner, RPS; S172–173 RPT, Martina Goerlich; S174–175 RPK (Foto: Claudia Baer-Schneider); S176–177 Wenz (Archiv Ref. 26); S178 Wolfgang Holch; S179o LAD, Bernd Hausner; S179u Stadt Rastatt; S180o Frank Schirmer, Architekturbüro Schirmer und Partner; S180u LAD, Monique Mattern; S181 Heiliggeistspital-Stiftung Freiburg i.Br., Stiftungsverwaltung; S182o Quelle: erstellt durch das Referat Denkmalpflege im RPF, überarbeitet durch Frank Löbbecke, Freiburg; S182u Stiftsmuseum Klosterneuburg/Österreich, Inv.Nr. GM 4519; S183o Städtische Museen Freiburg, Augustinermuseum; S183u Stadtarchiv Freiburg, Signatur M 10 Nr. 52; S184 Stadtarchiv Freiburg, Signatur M 10 Nr. 57; S185 CVMA Freiburg, Ulrich Englert; S188 Primus Verlag GmbH Darmstadt; S189–190 RPF, Ref. 26 – Denkmalpflege; S191–192 LAD.

RP = Regierungspräsidium (S = Stuttgart, K = Karlsruhe, T = Tübingen, F = Freiburg); LAD = Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen, im RPS.



- ① **Pforzheim:** *Reuchlinhaus, S. 135ff.*
- ② **Freiburg, Furtwangen, Schwenningen:** *Schulbauten von Günter Behnisch: Droste-Hülshoff-Gymnasium, Progymnasium, Deutenberg-Gymnasium, S. 143ff.*
- ③ **Weinheim:** *Kriegerdenkmal, S. 150ff.*
- ④ **Goldberg im Nördlinger Ries:** *Beginn der Großgrabung, S. 155ff.*
- ⑤ **Aesch, Laufen, Schopfheim-Wiechs, Schwörstadt, Wutöschingen-Degernau:** *Megalithische Denkmale der Hochrheinregion, S. 158ff.*
- ⑥ **Waiblingen-Neustadt:** *Siedlung „Im Schneider“, S. 164f.*
- ⑦ **Edingen:** *Eisbrecher, S. 166f.*
- ⑧ **Hornisgrinde:** *Flugabwehrstellung, S. 168f.*
- ⑨ **Durmersheim:** *Wallfahrtskirche Maria Bickesheim, S. 170f.*
- ⑩ **Salem-Weildorf:** *Holzkegelbahn, S. 172f.*
- ⑪ **Heidelberg:** *Aussichtsturm „Posselts-Lust“, S. 174f.*
- ⑫ **Mannheim-Neckarau:** *Friedhofsensemble, S. 176f.*

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ berichtet und informiert seit 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand, aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege vier Mal im Jahr kostenlos an die umseitige Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die umseitig stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse war die unten angegebene.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege vier Mal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

Name / Vorname	
Straße	
PLZ / Ort	
Datum	Unterschrift



## Die Dienststellen der Landesdenkmalpflege

### Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart

Referate 81–86  
Berliner Straße 12  
73728 Esslingen am Neckar  
Postanschrift:  
Postfach 200152  
73712 Esslingen am Neckar  
Telefon 0711 / 9 04 45 - 109  
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444

Arbeitsstelle Hemmenhofen  
Fischersteig 9  
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen  
Telefon 0 77 35 / 9 37 77-0  
Telefax 0 77 35 / 9 37 77- 110

Arbeitsstelle Konstanz  
Stromeyersdorfstraße 3  
78467 Konstanz  
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30  
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

### Regierungspräsidium Freiburg Referat 26 Denkmalpflege

Sternwaldstraße 14  
79102 Freiburg im Breisgau  
Postanschrift:  
79083 Freiburg im Breisgau  
Telefon 07 61 / 2 08 - 35 00  
Telefax 07 61 / 2 08 - 35 44

### Regierungspräsidium Karlsruhe Referat 26 Denkmalpflege

Moltkestraße 74  
76133 Karlsruhe  
Postanschrift:  
76247 Karlsruhe  
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01  
Telefax 07 21 / 9 33 - 40 225

### Regierungspräsidium Tübingen Referat 26 Denkmalpflege

Alexanderstraße 48  
72072 Tübingen  
Postanschrift:  
Postfach 2666, 72016 Tübingen  
Telefon 0 70 71 / 757 - 0  
Telefax 0 70 71 / 757 - 21 31

Besuchen Sie auch unsere Homepage: [www.denkmalpflege-bw.de](http://www.denkmalpflege-bw.de)  
mit sämtlichen Ausgaben dieser Zeitschrift seit 2002

*Absender*

\_\_\_\_\_  
Name / Vorname

\_\_\_\_\_  
Straße

\_\_\_\_\_  
PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

Bitte  
freimachen.  
Danke.

An das  
Regierungspräsidium Stuttgart  
Landesamt für Denkmalpflege  
Öffentlichkeitsarbeit  
Postfach 200152

73712 Esslingen am Neckar

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann schicken Sie uns einfach diese Karte ausgefüllt nach Esslingen. Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Adressänderungen können Sie uns ebenfalls mit dieser Karte oder auch direkt von Montag bis Donnerstag an Frau Glass-Werner durchgeben.  
Telefon 0711-90445-203 oder  
Email:  
[nachrichtenblatt-lad@rps.bwl.de](mailto:nachrichtenblatt-lad@rps.bwl.de)

Änderungen sind zudem auf unserer Homepage möglich:  
[www.denkmalpflege-bw.de](http://www.denkmalpflege-bw.de)